

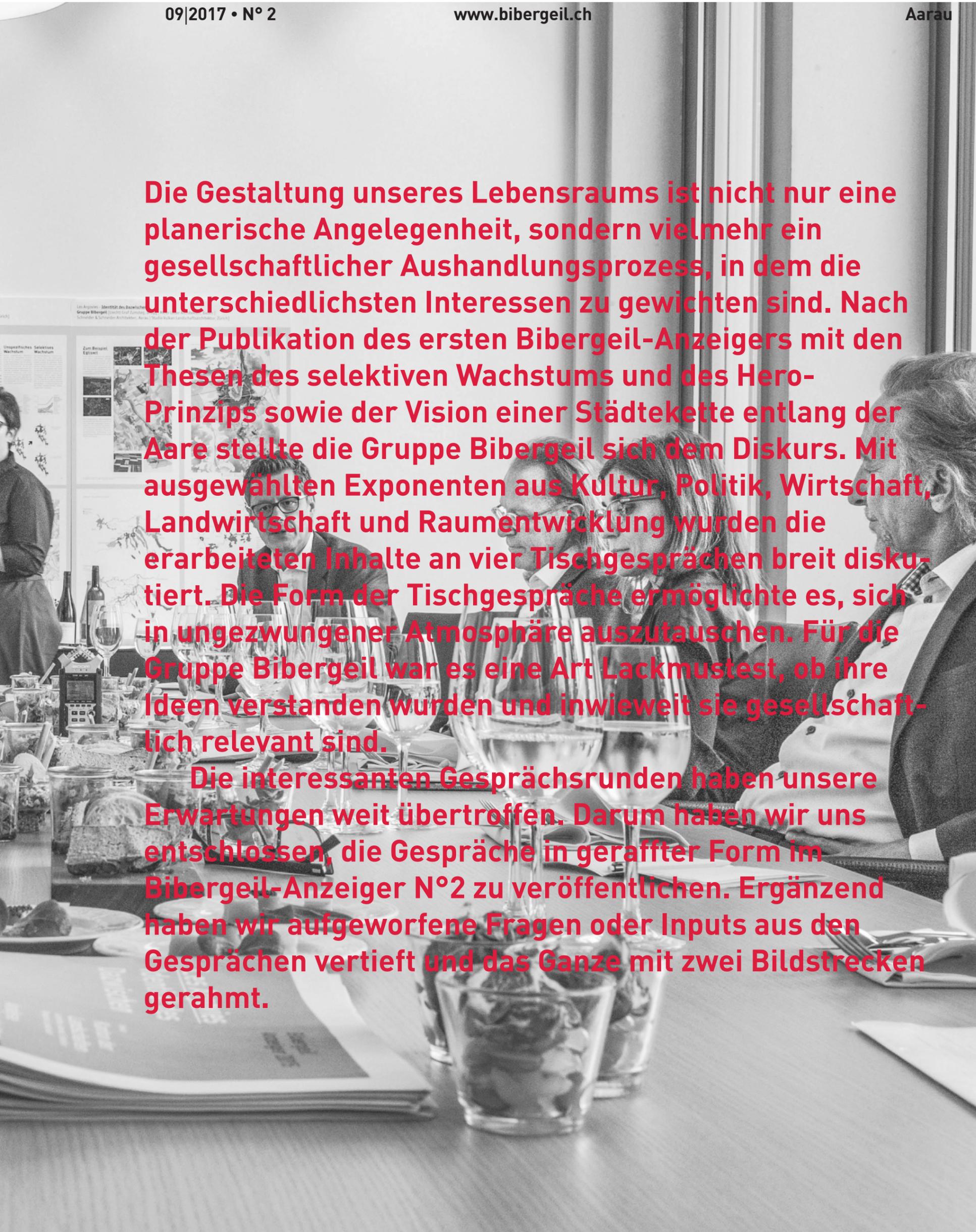
Diskurs: Vier Tischgespräche

Bibergeil Anzeiger

09|2017 • N° 2

www.bibergeil.ch

Aarau



Die Gestaltung unseres Lebensraums ist nicht nur eine planerische Angelegenheit, sondern vielmehr ein gesellschaftlicher Aushandlungsprozess, in dem die unterschiedlichsten Interessen zu gewichten sind. Nach der Publikation des ersten Bibergeil-Anzeigers mit den Thesen des selektiven Wachstums und des Hero-Prinzips sowie der Vision einer Städtekette entlang der Aare stellte die Gruppe Bibergeil sich dem Diskurs. Mit ausgewählten Exponenten aus Kultur, Politik, Wirtschaft, Landwirtschaft und Raumentwicklung wurden die erarbeiteten Inhalte an vier Tischgesprächen breit diskutiert. Die Form der Tischgespräche ermöglichte es, sich in ungezwungener Atmosphäre auszutauschen. Für die Gruppe Bibergeil war es eine Art Lackmustest, ob ihre Ideen verstanden wurden und inwieweit sie gesellschaftlich relevant sind.

Die interessanten Gesprächsrunden haben unsere Erwartungen weit übertroffen. Darum haben wir uns entschlossen, die Gespräche in geraffter Form im Bibergeil-Anzeiger N°2 zu veröffentlichen. Ergänzend haben wir aufgeworfene Fragen oder Inputs aus den Gesprächen vertieft und das Ganze mit zwei Bildstrecken gerahmt.

INHALT



DIAGNOSE

«Zersiedelung ist die freundliche Summierung aller Interessen»

Seite 3

LES ARGOVIES – IDENTITÄT DES DAZWISCHEN

Was bisher geschah

Seite 5

SCHAUPLÄTZE

Eine Fahrt entlang der Städtekette
Eine Fahrt durch ein Südtal

Seite 7

Seite 9

TISCHGESPRÄCH ÖKONOMIE

Seite 11

INPUT

Gemeindeautonomie ?

Seite 17

TISCHGESPRÄCH RAUMPLANUNG

Seite 19

INPUT

Am Beispiel von Fläsch und Monte Carasso

Seite 25

TISCHGESPRÄCH KULTUR

Seite 27

INPUT

ländlichurban

Seite 31

TISCHGESPRÄCH POLITIK

Seite 33

DIAGNOSE

«Zersiedelung ist die freundliche Summierung aller Interessen»

Dieser Satz von Vittorio Lampugnani stand so nicht am Anfang der Arbeit von Bibergeil über Identität und Siedlungsentwicklung im Aargau. Er beschreibt einen Vorgang, der in der Schweizer Landschaft anhält, auf eine vordergründig nette, aber zutiefst sarkastische Weise. Heftiger formuliert stand in der bisherigen Bibergeil-Arbeit die folgende Lesung: «Die räumliche Verbreitung, die trotz Raumplanung fortschreitet, wird unsere Wurzeln – nämlich die Landschaft – unwiderruflich zerstören.» Diese Feststellung drückt ein tiefes Unbehagen aus. Sie ist aber auch Ausgangspunkt, dieser Einschätzung eher laut als korrekt Gehör zu verschaffen, aufzurütteln, neue Handlungsmöglichkeiten und Utopien in die Diskussion zu werfen.

Obwohl dem Kanton Aargau die Zersiedelung sozusagen als identitätsstiftendes Merkmal zugeschrieben wird und er – neben vielem anderem – als Negativbeispiel der Siedlungsentwicklung herhalten darf, ist klar, dass es in anderen Regionen der Schweiz gleiche und ähnliche Formen der Zersiedelung gibt. Noch darf man einer leisen Hoffnung Raum geben, dass gerade diese Zuspitzung im Aargau in absehbarer Zeit den nötigen Druck auslöst: um die Symptome des diagnostizierten akuten Leidens nicht nur zu bekämpfen, sondern ihm therapeutisch zu begegnen. Aber: Gibt es überhaupt eine solche Therapie, und wie könnte sie aussehen?

Zersiedelung der Landschaft

Dass die Zersiedelung der Landschaft eine Tatsache ist, würde eine Mehrheit der Schweizer Bevölkerung – von links bis rechts – ohne zu zögern, unterschreiben. Insbesondere, wenn man darunter den Land- oder Landschaftsverbrauch subsummiert, der mit der grossen Bautätigkeit einhergeht. Eine Einschätzung, die sogar querbeet von links bis rechts eine grosse Zustimmung erhält.

Schnell fallen bei der Beschreibung der baulichen Entwicklung des Aargaus – auch während der Tischgespräche – Begriffe wie Verhüselung, Verramschung, Verلودerung. Und dieser Reflex, der nicht nur unter Fachleuten und angeblich ewiggestrigen Landschaftsschützern verbreitet ist, ist seit Längerem eine Grundkonstante in der Bevölkerung: «Dem müssen wir subito Einhalt gebieten!» Wenn man den Landschaftsfrass aber nicht nur pauschal als quantitatives Phänomen betrachtet, sondern seine qualitativen Aspekte zu diskutieren beginnt, zerbröselt der vordergründige Gemeinssinn schnell. Dann werden Partikularinteressen wie auch individuelle Freiräume schnell wichtiger.

Die Raumplanung hält für die landfressende, unschöne Siedlungsentwicklung immer noch reaktive Ansätze bereit. Mit Regelwerken von Eingrenzungen bis Verboten wird versucht, die «Summe aller Interessen» unter einen Hut zu bringen. Trotzdem wird weiter Land verbraucht, zersiedelt, verramscht, verhüsel.

Stecken wir in einer raumplanerischen Sackgasse?

Warum verpuffen alle eingesetzten Mittel und Energien? Analysen, Antworten und Behauptungen zur Misere gibt es viele. Im Raum stehen bleibt aber ein bedeutendes Quantum an Hilflosigkeit, an Forderungen nach neuen politischen Werkzeugen und neuen Strukturen. Die grosse Autonomie der Gemeinden wird kritisch hinterfragt. Und es steht sogar die Behauptung im Raum, dass unser föderales System und die weitentwickelte direkte Demokratie die Ursachen dieses Desasters seien. Oder umgekehrt gesagt: Diese verhindern Besseres!

Sicher ist die weitreichende kommunale Planungshoheit mitverantwortlich für die Verbreitung: Weil jede Gemeinde das Beste für sich rauszuholen versucht – mit jedoch immer den gleichen Zielen wie der Nachbar! –, entsteht dieser flächendeckende, homogene, gleichfarbige und -förmige Brei wuchernder Siedlungen. Bebaute Felder von Kaiseraugst bis Dietwil Ebenen und Hänge, rein utilitäre Gewerbequartiere empfangen einen an den Dorfrändern von Spreitenbach bis Aarburg, Autoausstellungsflächen bilden das strassenseitige Gesicht von Kaiserstuhl bis Vorderwald.

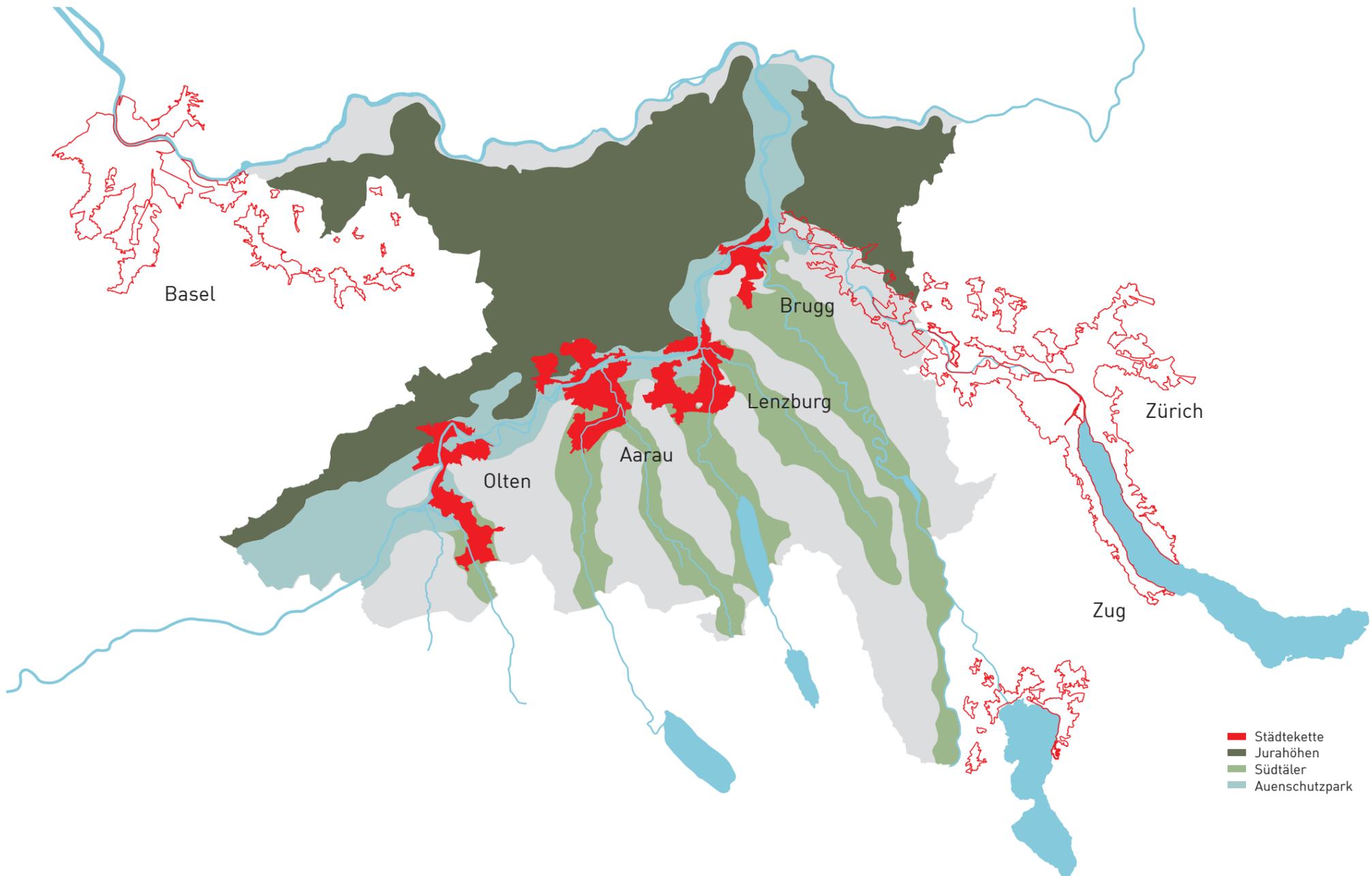
Der gleichförmige Ausdruck der versammelten Einzelinteressen landauf, landab. Jedes davon zweifelsohne begründbar, nachvollziehbar. Dazwischen noch Münsterchen der hehren Vergangenheit, die wir hegen und pflegen, unter die schützende Glasglocke stellen. Genau hier im Kontext des reaktiven Handelns einen neuen Anlauf nehmen und nach weiteren ordnenden, gestaltenden, korrigierenden und verbessernden Ansätzen hin zu einem guten Ausgleich aller Interessen zu suchen, ist aus Sicht der Gruppe Bibergeil nur die kosmetisch korrigierte Fortschreibung des bereits kultivierten Mittelmasses unserer Lebensraumbewirtschaftung.

Anstatt sich der Zersiedlung entgegenzustemmen und der schwachen Identität des Aargaus eine bessere überzustülpen, entwickelt die Gruppe Bibergeil zukunftsfähige Bildern für unseren Lebensraum. Und nicht nur für den Lebensraum: Wir lesen den Aargau als eine Abfolge unterschiedlichster Landschaften, von Gegenden mit deutlich zu identifizierenden Interessen, Problemen und Anforderungen, die spezifischer Antworten bedürfen. Daher braucht es konkrete Utopien in Bildern, die als Grundlage für eine breite Diskussionen über widersprüchliche, vielleicht auch gemeinschaftliche Zukunftsvorstellungen dienen. Utopien entwickeln heisst aber auch, die Geschichte zu reflektieren und das «Gute der Aargauer Siedlungsentwicklung» – das gibt es! – einzubeziehen.

Befreit von der alltäglichen Betroffenheit um dem peniblen Zustand von Landschaft und Siedlung wollen wir über utopische Szenarien diskutieren, sie abwägen, verwerfen, neu formulieren und – über Wege und Umwege – reden, viel reden. Mit Gruppierungen, die – und das ist entscheidend – von ausserhalb der üblichen Kreise von Fachleuten und Direktbetroffenen stammen.



Was bisher geschah



Ausgehend von einer Analyse der unterschiedlichen, den Aargau prägenden Landschaftsräume entwickelte die Gruppe Bibergeil 2015 alternative Entwicklungsstrategien. Diese zeigen modellhaft auf, wie sich mittels selektiven Wachstums Landschaft und Siedlung im Dialog gleichermaßen entwickeln lassen und identitätsstiftende Lebensräume geschaffen werden können.

Offizielle Prognosen zeigen, dass die Bevölkerung im Kanton Aargau in den nächsten zwanzig Jahren markant wachsen wird. Die trotz Raumplanung stattfindende räumliche Verbreitung wird bei weiterem gleichmässigem Wachstum unsere Wurzeln – nämlich die Landschaft – unwiderruflich zerstören.

Wesentlich zur Wahrnehmung unserer Besiedlung als Zersiedelung trägt das Verhältnis zwischen Landschaft und Siedlung bei, insbesondere auch die oftmals willkürlich und ohne Bezug zur Landschaft stehenden Grenzen zwischen Siedlungsflächen und Kulturland. Selektives Wachstum sehen wir als Möglichkeit, um die Konturen der Besiedlung zu schärfen und die Kulturräume landschaftverträglicher einzubinden. Grenzen und Übergänge sollen bewusst gestaltet werden. Erforderliches Wachstum soll dabei nicht widerwillig akzeptiert, sondern intelligent und proaktiv gelenkt werden.

Städtekette

Die Kleinstädte Brugg, Lenzburg, Aarau und Olten bilden regionale Zentren und stehen in einer Beziehung zu ihren landwirtschaftlich geprägten Südtälern. Sie bilden die Glieder einer Kette, die durch die Flusslandschaft der Aare verbunden sind. Diese Antithese zur Bandstadt, wie sie beispielsweise im Limmattal zwischen Zürich und Baden besteht, bietet andere Qualitäten: einen ausgeprägten Landschaftsbezug, Naturnähe, eine überschaubare Grösse und eine erkennbare Gestalt.

Hero-Prinzip

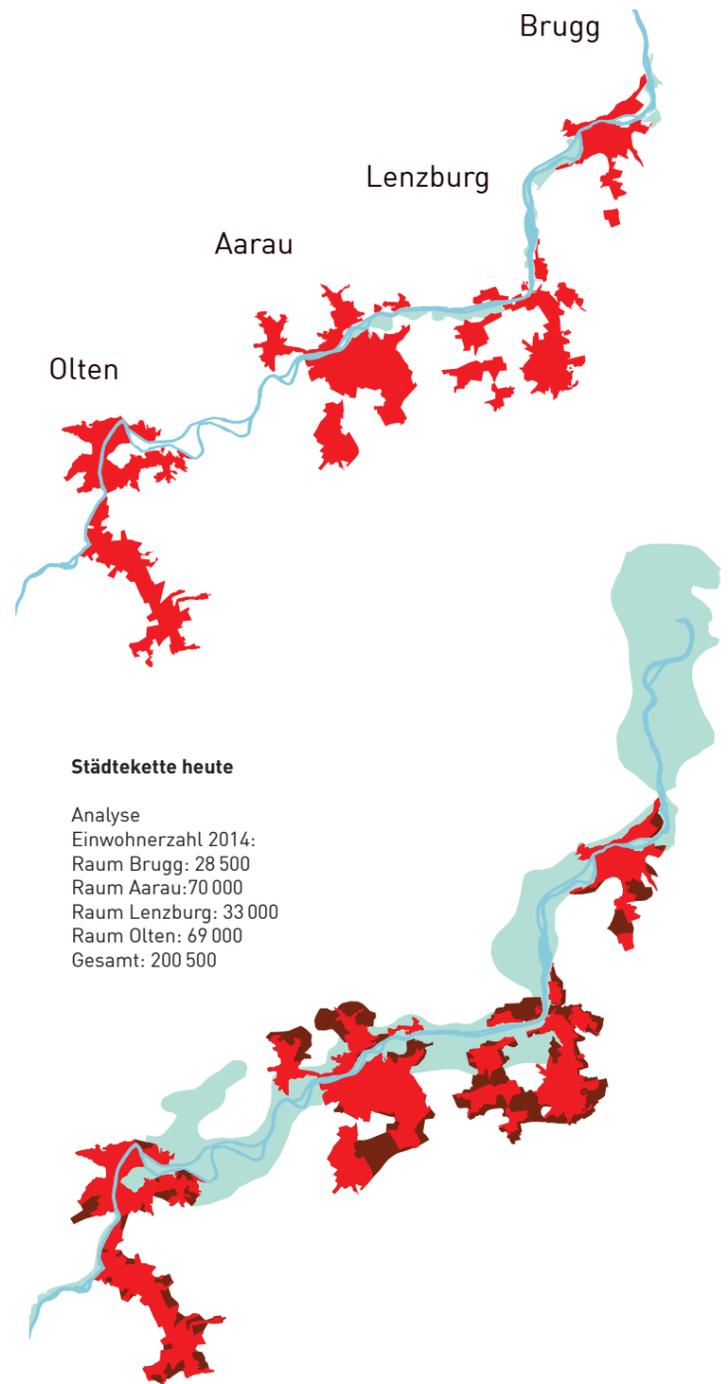
Stadt und Land stehen in einer gegenseitigen Abhängigkeit. Die Stadt braucht das Land zu ihrer Versorgung und zur Naherholung, das Land die Stadt als Kunden für die landwirtschaftlichen Produkte. Dieses vorindustrielle Prinzip kann auch heute ein Erfolgsmodell sein, wie der 1886 gegründete und bis heute in Lenzburg ansässige Nahrungsmittelkonzern Hero beweist.

Selektives Wachstum

Spezifisches Wachsen und Schrumpfen dienen dazu, den Siedlungsflächen und dem Kulturland eine bewusste Gestalt zu verleihen. Sie entwickelt sich aus den Bedingungen der Landschaft und der Topografie. Der Form von Rändern, Grenzen und Übergängen kommt damit ebenso eine Bedeutung zu wie dem Verhältnis zwischen Besiedlung und Kulturland.

Fazit

Heute stehen wir an einem Wendepunkt. Ohne eine gestalterisch einwirkende Kraft wird das grosse Potenzial des Aargaus – seine Landschaft – unwiderruflich aufs Spiel gesetzt. Die Thesen des «selektiven Wachstums» und des «Hero-Prinzips» zeigen einen möglichen Weg auf, mittels einer synchronen Entwicklung von Stadt und Land ein neues Verhältnis zur Landschaft zu finden.



Städtekette 2035

Mögliche Kapazität
Einwohnerzahl 2035:
Raum Brugg: 50 000
Raum Aarau: 104 000
Raum Lenzburg: 77 000
Raum Olten: 85 000
Gesamt: 316 000

Gleichmässiges Wachstum

Bezirk Lenzburg
Szenario 2035

Selektives Wachstum

Bezirk Lenzburg
Szenario 2035

SCHAUPLÄTZE

Eine Fahrt entlang der Städtekette





SCHAUPLÄTZE

Eine Fahrt durch ein Südtal





TISCHGESPRÄCH ÖKONOMIE

Gruppe Bibergeil [] im Gespräch mit Hans Frei, Peter Grünenfelder, Susanne Hochuli, Martin Neff.
Geprächsleitung: Rahel Marti. Ort: Aarau

Rahel Marti: Wir sind hier im neuen Hochhaus von Gastro-Social, das schon fast grossstädtisch anmutet. Überrascht es Sie, ein solches Gebäude in Aarau vorzufinden?

Susanne Hochuli: Ich kenne das Hochhaus, weil ich in der Nähe arbeite. Ich bin ein ausgesprochenes Landei, finde aber: wenn schon Stadt, dann richtig Stadt. Darunter stelle ich mir Hochhäuser vor und spannende Kombinationen von Bauten. Aber wenn wir in der Schweiz an Stadt denken, ist es meist ein miefiger Agglo. Wir müssten mutiger sein und mit den Elementen spielen, die eine Stadt ausmachen: hier den historischen Kern oder gewachsene Quartiere, daneben Neues und Freches. Wir müssten schauen, wie Grossstädte im Ausland gebaut sind, damit wir ein neues Bild von Stadt entwickeln können und verstehen, dass man eine Stadt gestalten kann.

Martin Neff: Ich glaube, darüber steht der Begriff der Urbanisierung, mit dem heute alle sehr gerne spielen. Es gibt zudem den Begriff der Bandstadt, den Architekten und Raumplaner geprägt haben. Im Limmattal wird die Entwicklung aber überhaupt nicht innerhalb der Bandstadt gedacht. Da plant Spreitenbach für sich, Dietikon, Schlieren und Zürich West in Altstetten auch. Man suggeriert, man plane etwas zusammen, aber faktisch denkt jede Gemeinde für sich.

Rahel Marti: Herr Frei, Sie sind ja auch kein Städter, aber ein Nachbar des Aargaus.

Hans Frei: Ich wohne im oberen Furttal in Sichtweite zur Stadt Zürich. Was hier in der Agglomeration entsteht, muss einsetzen als Antwort darauf, was beim Herfahren ins Mittelland als Zersiedelung augenfällig wird und keine Weiterentwicklung haben darf. In der Raumplanung müssen wir in Zukunft anders haushalten.

Peter Grünenfelder: Im Vergleich zu Frau Hochuli bin ich ein «Stadtei». Ich finde jedes Hochhaus cool. Mein Lieblingshaus in Zürich ist der Prime Tower. Das Hochhaus GastroSocial ist ein Kennzeichen des Aargaus, auch dafür, wohin sich der Kanton entwickelt. Frau Hochuli sagt, Agglo sei negativ: Ich finde Suburbia etwas total Gutes. Das Silicon Valley ist genauso Agglomeration, dort spricht man einfach nicht von Agglo, sondern von Suburbia. Und auch dort gibt es unglaublich viele Gemeinden oder Countys. Wie die Raumentwicklung abläuft, muss man hinterfragen. Mit dem Raumplanungsgesetz versucht man, sie auf kantonaler Ebene zu steuern. Die Regierung hat probiert, gewisse Fusionen zu initiieren. Die Gruppe Bibergeil versucht nun, «bottom-up» zu überzeugen. Man sollte aber nicht in ökoromantische Ideen verfallen. Von der Raumentwicklung her, von der Lieblichkeit der Landschaft sehe ich die Problematik. Andererseits wird alles Vorindustrielle glorifiziert. Letztlich muss man den Raum so gestalten, dass ein Steuersubstrat generiert werden kann.

Susanne Hochuli: Wenn man die Studie der Gruppe Bibergeil liest, könnte man erst meinen, sie sei ökoromantisch. Für mich ist es aber eine gestalterische Möglichkeit. Sie bewertet nicht, ob man wirtschaftlich wachsen will und welche Unternehmer man in den Kanton Aargau holt, sondern sie stellt ein Instrument bereit.

Rahel Marti: Was halten Sie denn vom Hero-Prinzip? Das ist die Idee einer wieder symbiotischeren

Beziehung zwischen Stadt und Land. Wenn man eine Stadt vergrössert, nehmen wir als Beispiel Lenzburg, dann spielt das auf der anderen Seite theoretisch wieder Raum frei für die Landwirtschaft, die dann direkt für die Stadt mehr produzieren kann.

Hans Frei: Dass die Architekturgruppe diese Wechselbeziehung aufarbeitet und auf Projektebene zu bringen versucht, finde ich grossartig und ganz zentral; auch im Bewusstsein, dass der Wohlstand in der Schweiz ganz stark von dieser Wechselbeziehung abhängt. Das blendet man gerne aus, wenn man alles unter dem Blickwinkel einer erfolgreichen Wirtschaft betrachtet.

Rahel Marti: Ist es denn hoffnungslos romantisch zu sagen, dass die Südtäler direkt für die Städte produzieren?

Hans Frei: Dem kann ich etwas abgewinnen, obwohl man das nicht zu kleinräumig beurteilen darf. Mein Betrieb führt Milch von Zürich nach Suhr im Kanton Aargau zur Verarbeitung und wieder zurück in die Stadt Zürich. Man kann eben ein Produkt nicht einfach aus dem Garten nehmen und verkaufen. Es finden die verschiedensten Veredelungsprozesse statt, die rationell sein und dem Kostendruck standhalten müssen. Bei Hero wird hauptsächlich Gemüse verarbeitet. Auch im Furttal hat der Gemüseanbau Fuss gefasst, weil man die Engrosmärkte in nächster Nähe beliefern kann und die Rückmeldung erhält, dass die frischen Produkte Absatz und eine Wertschöpfung finden. Das ist ganz zentral: Es muss uns gelingen, die Produktion mit Wertschöpfung zu verknüpfen. Sonst sprechen wir nur davon, Masse zu verschieben.

Susanne Hochuli: Das Hero-Prinzip bedeutet ja nicht, dass wir im Suhretal nur noch für den Aargau produzieren dürfen. Die Menschen sehnen sich nach Regionalität. Urban Gardening ist im Trend. In der Innerschweiz gibt es beispielsweise unglaublich viele Käsemärkte. Man muss also dieses Instrument zur Hand nehmen, um ein Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Stadt und Hinterland zu stiften. Die Gesellschaft darf nicht auseinanderfallen. Der aktuelle Kulturbericht des Aargauer Regierungsrats hält fest, dass eine gewisse Seelenlosigkeit von Ortschaften dazu führt, dass sich Bewohner nicht mehr mit ihnen identifizieren und nicht mehr bereit sind, sich für die Gemeinschaft einzusetzen.

Rahel Marti: Sie stülpen dieser landwirtschaftlichen Idee etwas Soziales über und sagen, es geht auch um gesellschaftliche Kohäsion. Was sagen denn die Ökonomen zu dieser Frage?

Peter Grünenfelder: Mein Haupteinwand ist, dass es nicht finanzierbar ist. Ich hätte etwas anderes ins Zentrum der Studie gestellt: Die Perle des Aargaus ist, wenn man rein ökonomisch denkt, der Forschungsstandort mit dem Paul-Scherrer-Institut. Dort müsste man beginnen und von da aus den Aargau raumentwicklungsmässig neu aufbauen. Das würde bedeuten: Der Kanton Aargau ist erstens Forschungsstandort, zweitens Suburban Area oder eben Agglomeration, was für mich nicht per se negativ konnotiert ist, und nachher schaut man, dass man gewisse Landschaften ausscheiden kann. Aber ich spreche von Landschaftspflege: Naherho-



Rahel Marti, Martin Neff

TISCHGESPRÄCH ÖKONOMIE

lungsraum statt Landwirtschaftspolitik, die schlicht nicht finanzierbar ist.

Rainer Zulauf: In unserer Studie zählen auch das Atomkraftwerk und die Gewinnung von Steinen zu den Hotspots. Zusammen mit dem Forschungsinstitut bilden sie eine andere Ebene, die die romantische Sicht kontrastiert. Beides sind aber nur Denkprinzipien.

Martin Neff: Aber beides sind Extreme. Technologie und Innovation bilden ein Cluster, das jeder Kanton haben möchte. Wenn ich aber die Branchenattraktivität des Kantons mit der gesamten Schweiz vergleiche, muss ich sagen: Der Aargau hat keine Voraussetzungen dafür. Das Paul-Scherrer-Institut ist eine schöne Geschichte, aber es ist ein «Stand-alone». Einen Cluster zu entwickeln, zusammen mit Atomkraft, ist weit hergeholt. Da haben andere Kantone viel mehr Vorteile. Wertschöpfung in der Landwirtschaft ist etwas ganz Dramatisches: Es bedeutet, mit immer weniger Personal immer mehr aus einer Fläche herauszuholen. Das widerspricht der Idee des Hero-Prinzips: Es sieht keine Flächenintensität vor, sondern familiäre Nähe, Authentizität nenne ich das mal.

Wertschöpfung heisst auf der anderen Seite aber auch Zahlungsbereitschaft.

Wenn jemand bereit ist, für ein Gut deutlich mehr zu bezahlen, weil es authentisch und ökologisch produziert wird, dann funktionieren solche Modelle. Auf dem Käsemarkt, den Frau Hochuli genannt hat, findet man aber keine Normalbürger. Fünfzig Prozent der Kunden sind Expats, lukrative Steuerzahler, die es cool finden, einen handgemachten Käse bei sich im Regal zu lagern. Die Frage lautet also: Ist der Aargau der richtige Kanton, um Modelle durchzusetzen, für die es eine hohe Zahlungsbereitschaft braucht? Wir spielen im Kleinen durch, was die Welt mit der Globalisierung erlebt.

Hans Frei: Man muss differenzieren, wenn man die Globalisierung oder verwandte Themen aufgreift, und darf Nahrungsmittel nicht einfach mit Stahl oder Erdöl vergleichen. Wer sagt, dass die Landwirtschaft uns zu viel kostet, soll mal den Rebberg vis-à-vis anschauen. Jeder Arbeiter, der mithilft, diesen Rebberg schön gepflegt zu halten, erhält einen Stundenlohn von knapp zehn Franken. Man kann schon sagen, diese Leistungen sollte der Staat übernehmen. Aber das kann man schlichtweg vergessen. Wir müssen alles daransetzen, dass wir am Markt für unsere Produkte mehr bekommen.

Lukas Zumsteg: Ernährung hat etwas mit Identität und Zusammenhalt zu tun. Eine rein wirtschaftliche Betrachtung ist vielleicht tatsächlich etwas einseitig. Das Sinnbild unserer Studie ist der Austausch zwischen Stadt und Land und dass das eine nicht wertiger ist als das andere. So entsteht ein natürlicher Austausch, vielleicht auch finanziell, der viel eher akzeptiert wird, als wenn der eine vom anderen nur profitieren will.

Susanne Hochuli: Landschaftspflege ist nicht dasselbe, wie wenn Bauern ihr Land bestellen. Die Familie meines Ex-Partners betreibt Bio-Ackerbau im grossen Stil. Wenn es ihr gelänge, die Produkte selbst zu lagern und zu vertreiben, hätte sie mehr Wertschöpfung. Dieses Jahr war zum Beispiel die Kartoffelernte extrem schlecht, mit vielen kleinen Kartoffeln. Sie fallen bei der Ernte auf den Boden, der Grossverteiler hat keinen Bedarf dafür. Würde die Beziehung zwischen Stadt und Land besser funktionieren, hätten Bauern mehr Wertschöpfung – und ich spreche nicht nur vom romantischen Bild, dass der Bauer die kleinen Kartoffeln mit seinem Einachser am Samstag auf den Markt fährt und dort verkauft. Mit dem Hero-Prinzip müssten auf beiden Seiten Gewinner stehen.

Beat Schneider: Das Hero-Prinzip ist, wie ich nun merke, ein gefährlicher Begriff. Wir stellen einen Paradigmenwechsel zur Diskussion: hier aufzonen, da rückzonen. Damit stellen wir unser politisches System, unseren Föderalismus und vieles mehr infrage. Wir haben das zugedeckt mit einem Mäntelchen.

Martin Neff: Das Mäntelchen macht genau die Wertschöpfung aus. Die kleinen Kartoffeln sind das Hero-Prinzip auf ein Minimum runtergebrochen. Letzten Endes braucht es aber auch dafür eine Zahlungsbereitschaft. Wenn der Bauer im Laden am Preis gemessen wird und die Qualität keine Rolle spielt, kann er noch so viele kleine Kartoffeln produzieren oder Lagerideen haben. In einem Landwirtschaftsbericht sprach man davon, dass der Bauer gewisse Leistungen für uns erbringen könnte: Wir fahren gerne durch schöne Landschaften und an gepflegten Feldern vorbei. Man könnte sagen, es sei eine Wertschöpfung, wenn die Südtäler clean bleiben, wenn der Siedlungsdruck abgewehrt wird, wenn die Authentizität gewahrt bleibt. Aber dafür braucht es Geld, weil der Siedlungsdruck enorm ist. Wer stellt dieses Geld bereit? Fragen Sie erstens einen Normalsteuerzahler, ob er das möchte. Seine Antwort wird sein:

Ich möchte das unbedingt. Fragen Sie ihn zweitens, wie hoch seine Zahlungsbereitschaft ist. Seine Antwort wird sein: Es darf nichts kosten.

Die Zahlungsbereitschaft für eine intakte Landschaft, für ein intaktes Dorfbild ist schlichtweg noch nicht da. Das Bewusstsein für die Landschaft muss man wecken, und zwar von zwei Seiten: von unten, über den Konsumenten, den Bewohner einer Gemeinde, und von oben über Richtungsvorgaben, die man institutionell oder legislativ aufgleist.

Susanne Hochuli: Es ist wichtig, dass es Wertschöpfung gibt. Gleichzeitig geht es aber darum, dass wir irgendwo wohnen, dass wir eine Land-

Inwieweit Entscheidungen zum persönlichen Lebensumfeld nach rein ökonomischen Kriterien getroffen werden, sei dahingestellt. Aber ist nicht gerade die beklagte Zersiedelung Beweis dafür, dass menschliche Entscheidungen in der Regel immer aus einer Kombination von sachlichen und emotionalen Argumenten gefällt werden? Denn aus einer rein ökonomischen Sicht lässt sich der Traum vom Eigenheim nicht erklären.

Gruppe Bibergeil []



Peggy Liechti, Hans Frei, Peter Grünenfelder, Susanne Hochhuli, Thomas Schneider, Beat Schneider, Lukas Zumsteg, Rahel Marti, Martin Neff

schaft haben, der wir Sorge tragen müssen. Was macht denn die Südtäler noch aus? Sogar die Politik hat in der Raumplanung erkannt, dass es falsch ist, was wir derzeit tun. Es gibt keine Wertschöpfung, wenn in den Tälern immer mehr Einfamilienhäuser entstehen.

Martin Neff: Doch, das ist quantitativ messbar. Wenn eine Gemeinde neu einzont und kompetitiven Wohnraum schafft, gewinnt sie Steuersubstrat und hat letztlich ein höheres Pro-Kopf-Einkommen. Damit hat man Wertschöpfung geschaffen.

Susanne Hochhuli: Wenn in einem Dorf neue Einfamilienhäuser gebaut werden, kommen vielleicht 15 Parteien neu dazu. Aber es kommen nicht jene Steuerzahler in den Kanton Aargau, die uns wirklich etwas bringen. Ins Freiamt kommen Familien aus Zug, die es sich dort nicht mehr leisten können. Aus Zürich kommen auch jene Menschen, die sich die Wohnungen dort nicht mehr leisten können oder etwas mehr aufs Land möchten. Aber es kommen keine steuerkräftigen Menschen. Wenn man schaut, wie viele Gemeinden die Stadt Zürich eingemeindet hat, kommt man schnell darauf, dass man im Aargau in der Grösse von Regionalplanungsverbänden denken müsste.

Martin Neff: Der Druck im Kanton Aargau ist aber nicht annähernd hoch genug, als dass dies politisch durchsetzbar wäre. Auch im Kanton Zürich tuts überhaupt nicht weh, und darum scheitert auch jede Gemeindefusion. Aber im Glarnerland hats weh getan. Die Kosten für die Infrastruktur kamen irgendwann in einen Schmerzbereich, der

eine eigenständige Dynamik freigesetzt hat. So hat das Glarnerland seine 29 Gemeinden auf drei reduziert.

Rahel Marti: Der einzige Auslöser im Glarnerland, den man klar herauschälen kann, war die Kleinheit der Dörfer. Es gab Dörfer mit nur 300 Einwohnern.»

Susanne Hochhuli: Solch kleine Dörfer haben wir im Aargau aber auch. Und Sie haben natürlich recht: Wenn der Leidensdruck da ist, bewegt man sich. Aber dann kann man meistens nicht mehr agieren, sondern nur noch reagieren.

Hans Frei: Man müsste den Richtplan des Kantons analysieren und feststellen, in welchen Gemeinden überdimensionierte bauliche Entwicklungsgebiete und nicht erschlossene Gebiete sind. Dann müsste man auf kantonaler Ebene Einhalt gebieten und Planungsinstrumente bereitstellen.

Lukas Zumsteg: Wir sprechen nun oft übers Verhindern an jenen Orten, an denen man keine bauliche Entwicklung möchte. Könnte man den Spiess umdrehen und sagen: Wir müssen Orte so attraktiv machen, dass eine Entwicklung automatisch dort stattfindet?

Peter Grünenfelder: Wenn man in einer Gemeinde etwas ein- und in einer anderen mit Abgeltung etwas auszont, betrifft das interkommunale Befindlichkeiten. Das ist äusserst schwierig. Jeder lebt zuerst in einer Gemeinde und dann im Kanton und dann in der Eidgenossenschaft. Ich finde, dass es viel mehr regionale oder kantonale Kompetenzen braucht, zumindest im Bereich der Raumentwicklung. Es braucht eine Verschiebung der Kompetenzen.

Martin Neff: Aber die Nutzungsplanung ist auf kommunaler Ebene angesiedelt.

TISCHGESPRÄCH ÖKONOMIE

Rahel Marti: Ein Kanton kann eine Nutzungsplanung auch ablehnen. Im Kanton Zürich geht der Zürcher Kantonsplaner persönlich von Gemeinde zu Gemeinde und spricht so lange mit den Verantwortlichen, bis es funktioniert.

Lukas Zumsteg: Entwickelt sich in diesen Fällen in den Köpfen der Menschen nicht auch etwas? Man nimmt sich vielleicht nicht mehr nur als einzelne Gemeinde wahr, sondern als Gebietskörperschaft, die zum Beispiel via Steuerrecht definiert ist, eine Gemeinschaft, in der der Lastenausgleich vielleicht sogar automatisch passiert.

Peter Grünenfelder: Soviel ich weiss, diskutiert der interkommunale Lastenausgleich Fragen betreffend Raumentwicklung und Abgeltungen nicht oder nur am Rande.

Rahel Marti: Im Gegenteil: Das Scharnier Raumentwicklung und Lastenausgleich gibt es überhaupt noch nicht.

Susanne Hochuli: Die Vorlage, die wir im Kanton Aargau haben, will – sofern sie durchkommt – auch kleine Gemeinden zwingen zu überlegen, ob sie sich ihre Autonomie noch leisten können. Der Finanzausgleich ist so gestaltet, dass die Gemeinden beispielsweise den Steuerfuss nicht mehr autonom festlegen können. Gemeinden, die ihren Steuerfuss auf 97 Prozent gesenkt haben, was in unserer Region sehr tief ist, merken dann, dass das mit dem neuen Finanzausgleich nicht mehr funktioniert. Letztlich entscheidet aber auch bei dieser Vorlage das Volk. Deshalb glaube ich, dass die Arbeit der Gruppe Bibergeil extrem wichtig ist. Es muss in den Köpfen der Menschen etwas passieren.

Rahel Marti: Warum haben wir keinen Leidensdruck?

Wir haben doch offenbar eine hohe Identität mit den Orten, an denen wir leben. Wie kann man das in einen Wert umsetzen?

Martin Neff: Das sind doch Pseudoidentitäten. Ich wohne in Baar und identifiziere mich überhaupt nicht mit Baar. Ich wohne dort, weil ich so Steuern spare.

Rahel Marti: Das ist die ökonomische Sicht. Ich glaube aber, dass es in vielen Teilen der Schweiz eine Identifikation mit einem Ort gibt. Es gibt auch in der Agglo durchaus Qualitäten. Wieso schaffen wir es nicht, die Anreize so umzulagern, dass sie in der Raumentwicklung zu den Zielen führen, die wir gerne hätten?

Martin Neff: Weil es ein Nullsummenspiel ist. Der Glarner verzichtet noch so gern auf ein Technologieunternehmen, wenn der Zürcher sagt, wir nehmen das Unternehmen bei uns auf, bezahlen dir aber diesen Steuerausfall. Das wäre die Überlegung, und so würde Geld fliessen. Ich würde zum Beispiel auch dafür bezahlen, dass man mir in Baar keinen 60-Meter-Turm vors Haus stellt und ihn stattdessen in Schlieren oder Spreitenbach platziert. Aber was

machen die Menschen in Spreitenbach? – Sie sind bereit den Turm zu akzeptieren, wenn man ihnen 250 Franken Mietzinsreduktion pro Monat verspricht. Ob das menschlich schön ist oder nicht, sei dahingestellt. Aber so funktioniert die Wirtschaft leider. Wir haben keine Zahlungsbereitschaft für Dinge, die keinen Preis haben. Und der Wald, ein Maisfeld, eine Blumenwiese haben keinen Preis.

Lukas Zumsteg: Dann müsste man den Verkehr, die Mobilität, den Landpreis massiv verteuern.

Martin Neff: Klar. Wir haben in der Raumplanung völlig falsche Anreize. Das beginnt beim Pendlerabzug oder beim Steuerabzug für Wohneigentum, die alle in die Agglo pressen, weil es dort erschwinglichen Wohnraum gibt.

Rahel Marti: Was ist der nächste Schritt für die Gruppe Bibergeil?

Peter Grünenfelder: Die Gruppe sollte einige Gemeindevertreter hinter sich bringen und dann die nächste Phase angehen: die Überprüfung der Zuständigkeiten.

Susanne Hochuli: Im Kanton Aargau wird zurzeit alles, was von der Exekutive kommt, abgelehnt. Bei der Pflegefinanzierung ist man in die Regionalplanungsverbände rausgegangen und hat immer wieder darüber gesprochen. Dort, wo Menschen aktiv geworden sind, dort gehts vorwärts. Aus meiner Sicht müssen die Regionalplanungsverbände die Ansprechpartner sein. Das Erfolgsmodell bezüglich Fusion im Kanton Aargau ist das Mettauertal. Dort haben fünf Gemeinden fusioniert. Die Gruppe Bibergeil sollte solch gute Beispiele vorzeigen.

Martin Neff: Ich habe einen operativen Tipp:

Definieren Sie eine Testregion und probieren Sie, dort etwas zu bewirken. Versuchen Sie, eine kollektive Gemeindeversammlung einzuberufen. Wenn man es schafft, zwei Gemeinden an einen Tisch zu bringen und zusammen über etwas entscheiden zu lassen, das beide Gemeinden als gemeindeautonom betrachten, zeigt man ihnen ihre isolierte Sicht auf.

Das Hero-Prinzip ist nicht nur als Wirtschaftsmodell zu verstehen. Es hat auch eine symbolische Bedeutung. Es veranschaulicht die Idee, dass man sich zu einem Landschaftsraum zugehörig fühlt. Der Begriff der Talschaft bringt dies schön zum Ausdruck, weil er die städtische und die ländliche Bevölkerung miteinander vereint.

Gruppe Bibergeil []



Peter Grünenfelder, Thomas Schneider

Gemeindeautonomie ?

Gemeindeautonomie und Raumplanung: Gewaltige Herausforderungen

Das Bundesgesetz über die Raumplanung legt für die ganze Schweiz die Ziele und die Grundsätze für die Raumplanung fest. Hauptziel ist der haushälterische Umgang mit dem nicht vermehrbaren Boden. Dies ist zentral, da von der vergleichsweise geringen Landesfläche von 42 000 Quadratkilometer bloss etwa dreissig Prozent für die intensive Nutzung durch den Menschen geeignet sind. Neuartigen raumplanerischen Konzepte, der Aufwertung der Agglomerationen, wie sie in den Agglomerationsprogrammen vorgesehen ist, kommen deshalb für die zukünftige Raumentwicklung grosse Bedeutung zu. Die Umsetzung dieser Konzepte erfordert neue rechtliche Grundlagen, insbesondere um die Siedlungs- und Verkehrsentwicklung besser abzustimmen und die Wohnlagen an den stark belasteten Verkehrsachsen aufzuwerten.

In der Schweiz erschweren mehrere Faktoren eine derartige konzeptorientierte Raumplanung. Neben der kleinräumigen Topografie mit Berggebieten, Hügel Landschaften und Gewässern lassen das ausgeprägte Stadt-Land-Gefälle sowie die hohe Bevölkerungsdichte vergleichsweise wenig Spielraum für grosse Würfe. Hinzu kommen die zahlreichen politisch-administrativen Grenzen, die auch die Raumplanung prägen. Zum föderalistischen Staatssystem kommen die Besonderheiten der direkten Demokratie mit einer Vielzahl von Mitentscheidungsmöglichkeiten der Bevölkerung auf allen drei Staatsebenen hinzu. Die 26 Kantone der Schweiz zählen immer noch etwas über 2300 Gemeinden. Die Gemeinden sind die unterste und bürgernächste Form unserer staatlichen Organisation. Diese funktioniert nach dem Prinzip der Subsidiarität: Nur was die Gemeinde alleine und aus eigener Kraft nicht regeln oder lösen kann, soll dem Kanton als Aufgabe übertragen werden; und das, was der Kanton an öffentlichen Aufgaben zweckmässigerweise nicht alleine lösen kann, soll dem Bund als Aufgabe zugewiesen werden. Die Autonomie der Gemeinden ist sogar in der Verfassung geregelt: Sie gewährleistet die Gemeindeautonomie «nach Massgabe des kantonalen Rechts» (Art. 50 Abs. 1 BV). Gerade der für die Befindlichkeit unserer kleinräumigen gesellschaftlichen Innengliederung so zentrale Föderalismus verunmöglicht eine grossflächige und langfristige Planung, was in Zeiten des starken Bevölkerungswachstums Konfliktpotenzial bereithält.

Wie versucht man heute diese Probleme zu lösen?

Bundes-, Kantons- und Gemeindebehörden versuchen, raumwirksame Planungen besser zu koordinieren. Dahinter steht die Erkenntnis, dass fehlende Abstimmung beispielsweise zwischen der Anordnung von Wohngebieten (kommunale Nutzungsplanung) und dem Bau von Verkehrsinfrastrukturbauten (vor allem Planungen des Bundes) dazu führen kann, dass beide nicht zweckmässig

genutzt werden können. Fehlende Koordination führt dazu, dass Planungen nicht durchführbar sind, und letztlich zu Fehlinvestitionen. Diese Koordinationsprozesse sind aber langsam, und ihnen fehlt die demokratische Legitimation. Dasselbe Problem stellt sich bei den Regionalplanungsverbänden: Grosse Kantone übertragen die überkommunalen Raumplanungsaufgaben häufig öffentlich-rechtlichen Planungsverbänden (Regionalplanungsverbände). Im Kanton Zürich etwa erarbeiten diese regionale Richtpläne, welche die Raumplanung auf der Basis des gesamtkantonalen Richtplanes weiterführen. Auch auf Stufe Bund sieht die Lage eher düster aus: Zwar haben sich 2012, nach einem mehrjährigen Prozess, Vertreter aller drei Staatsebenen mit dem Raumkonzept Schweiz mühsam auf einige Ziele und Strategien der zukünftigen Raumentwicklung geeinigt. Überzeugende Resultate lassen aber immer noch auf sich warten.

Mit Blick auf das nach wie vor bestehende grosse Verbesserungspotenzial stellt sich die Frage, ob das Postulat nachhaltiger Raumplanung nicht eine Bereinigung der politischen Landschaft mittels weiteren Fusionen auf kommunaler wie kantonaler Ebene voraussetzt. Zumindest bei den Gemeinden ist hier ein Prozess in Gang gekommen, der beachtlich ist: Seit 1860, als die Schweiz einen Höchstbestand von 3146 Gemeinden aufwies, sinkt die Zahl dieser Verwaltungseinheiten stetig. Nachdem die Zahl der Gemeinden zwischen 1990 und 2000 bereits um 122 Einheiten zurückgegangen war, wurde seit 2000 eine Abnahme um 547 Gemeinden (-19 Prozent, -40 Gemeinden pro Jahr) registriert. Nach einer Studie der Universität Bern diskutierte 2014 jede zweite Gemeinde über eine mögliche Fusion. Anders bei den Kantonen: Unlängst ist eine Initiative auf Wiedervereinigung der beiden Basel im Landkanton wuchtig verworfen worden.

Die Bilanz ist also durchzogen: Angesichts der sich auftürmenden Probleme, Defizite und Hindernisse bei den interkommunalen und interkantonalen Kooperationen steht fest, dass der sich mittlerweile in der Raumplanung herausgebildete «kooperative Föderalismus» an harte Grenzen stösst. Grosse Würfe sind im heutigen System undenkbar.

Eine regional – auch kantonsübergreifend – abgestimmte überzeugende Raumentwicklungsstrategie ist eine Grundvoraussetzung für zukunftsorientierte Raumstrukturen.

Dazu sind verstärkte Lenkungsmaßnahmen erforderlich, um angestrebte Entwicklungen umsetzen zu können. Kantone, Gemeinden und Regionalplanungen haben dies noch zu wenig erkannt. Die Schweiz ist heute und morgen gefordert, aktiv an den Grundlagen für eine weiter verbesserte Raumplanung zu arbeiten. Von einer neuen Balance zwischen Raum, Politik und Gesellschaft kann letztlich die Zukunft unserer schweizerischen Gesellschaft abhängen. Die Planung von heute definiert, was die Schweiz von morgen bezüglich Raum, Gesellschaft und Lebensqualität an Kohäsion zu bieten oder zu verlieren hat.



«Die konkrete
Utopie ist etwas,
das möglich ist,
aber noch nicht ist.»

Andreas Gross



- Interessen A
- Interessen B
- Interessen C
- Interessen D
- Interessen E
- Interessen F
- Interessen G

Interessenkartografie
des Kanton Aargau,
Stand 07/2017

Gemeindegrenzen werden aufgelöst und durch Zonen mit gemeinsamen Interessen ersetzt. Die politischen Gemeinden des Aargaus werden mit einer punktuellen Interessenkartografie ersetzt. Was dabei entsteht, ist eine Mindmap, die Bereiche über die Gemeindegrenzen hinweg erlaubt. Was entstehen kann, ist eine Identitätserweiterung über die geografischen Grenzen hinaus.

Plädoyer für radikale neue Lösungen in der Raumentwicklung

Noch ist es nicht zu spät, radikal umzudenken. Mit dem heutigen Instrumentarium sind offensichtlich keine konsequenten Lösungen erreichbar. Die entwickelten Instrumente sind zeitlich zu träge, und weil schliesslich doch jeder seine eigenen Interessen durchsetzen will (und oft auch kann), kommt es zu keinen wirklich überzeugenden Lösungen. Es darf nicht passieren, dass wir in zehn oder zwanzig Jahren feststellen, dass die Raumentwicklung noch chaotischer, noch landverschwenderischer und noch destruktiver geworden ist. Planer und verantwortliche Behörden müssen sich heute die Frage stellen, ob es wirklich keine gangbaren Alternativen zu den heutigen mangelhaften Koordinationsinstrumenten gibt. Verträgt es weitere Kompromisse in einem Gebiet, bei dem die Rückgängigmachung von Fehlern nahezu unmöglich ist? Vielleicht kann der Appell an die Demokratie und an die Eigenverantwortung der Bürgerschaft helfen: Erinnern wir

uns daran, dass ausgerechnet die Urform der Demokratie Lösungen ermöglichen kann. Im basisdemokratisch verfassten Kanton Glarus hat die Landsgemeinde vom 7. Mai 2006 zum einen die bislang 25 Ortsgemeinden (Stand: 1. Juli 2006) auf drei (!) Gemeinden (2011) reduziert und zum andern die Spezialtypen Schulgemeinde, Fürsorgegemeinde und Bürgergemeinde aufgehoben beziehungsweise deren Aufgaben den drei neugebildeten Gemeinden zugeordnet. Warum könnten solche radikalen aber konsequenten Lösungen nicht auch in der Raumplanung Schule machen? So würde die demokratische Mitsprache sogar eine Alternative zur staatlichen Planung in den demokratisch weitgehend nicht legitimierten heutigen Koordinationsgremien aller Art mit ihren Behelfslösungen sein.

Eines ist jedenfalls sicher: Eine nachhaltige und konsequente Raumplanung verträgt sich nur noch bedingt mit unserem feingliedrigen Föderalismus und der in der DNA des Schweizer tief verwurzelten Konkordanz mit ihren Lösungen, die bestrebt sind, es allen ein bisschen recht zu machen. Noch ist es nicht zu spät, mit neuen Ideen die Schweiz und ihre Lebens-, Wohn- und Erholungsräume konsequent nachhaltig zu entwickeln! Es braucht dazu aber den politischen Willen.

TISCHGESPRÄCH RAUMPLANUNG

Gruppe Bibergeil [] im Tischgespräch mit Daniel Kolb, Vittorio Magnago Lampugnani, Günther Vogt. Gesprächsführung: Rahel Marti. Ort: Lenzburg

Rahel Marti: Mit welchen Bildern vom Aargau im Kopf sind Sie hierher gekommen?

Vittorio M. Lampugnani: Ich bin mit dem Kanton wenig vertraut, aber mein Bild davon ist eine schöne Landschaft mit ein paar hübschen, inzwischen etwas ausgefranst Städten; mit Dörfern, die ich vielversprechend finde, und mit einer Zersiedelung, die relativ weit fortgeschritten ist. In Zürich ist freilich viel mehr Landschaft verloren gegangen: durch die Grösse, durch die Intensität des Verstädterungsprozesses. Der Aargau ist ein Kanton, in dem Urbanisierung und Landschaft noch einigermaßen in der Balance sind. Ich will damit nicht sagen, dass es die Studie der Gruppe Bibergeil nicht braucht, sondern, dass man hier noch etwas retten kann.

Günther Vogt: Im Aargau gibt es viele Menschen, die ich von ihrem Lebensstil und ihren Vorstellungen her als Städter empfinde. Es gibt aber auch sehr ländliche Vorstellungen, wie der Landschaftsraum beschaffen sein soll. Es ist alles da: der städtische Typus, der ländliche Typus und alles dazwischen. Das bildet ab, was wir bereits in Zusammenarbeit mit dem ETH Studio Basel herausgefunden hatten:

Nicht die Urbanisierung ist das Problem, sondern der Raum dazwischen.

Es gibt in der Schweiz immer noch schöne Landschaften in der Nähe von urbanen Zentren. Im Laufe von zwanzig Jahren ist aber ein Gewächshaus dazugekommen, eine neue Strasse, eine breitere Eisenbahnerschliessung. Und nach zwanzig Jahren steht da, was niemand gewollt hat. Es wurde nicht richtig gebaut, sondern es ist eine Infrastruktur des Dazwischen.

Daniel Kolb: Wenn man in ein aargauisches Dorf reinfährt, wird man von einer Gewerbezone begrüsst. Um die Gewerbebauten herum steht alles Mögliche, zum Teil jahrelang. Offenbar ist der Boden so günstig dass man sich das leisten kann. Dann fährt man in den Dorfkern, der ist manchmal einigermaßen in Ordnung, und dann verlässt man durch die nächste Gewerbezone das Dorf.

Rahel Marti: Es fehlt heute eine spezifische Form der Siedlungslandschaft, die zu Differenzen in der Identität führt. Kann die Gestaltung daran etwas verändern? Und wenn ja, wie? Wir haben ja das Paradox, dass wir hier einen Tisch voller Architekten haben, die ständig bauen, und doch ist offensichtlich niemand damit zufrieden.

Daniel Kolb: Ich bezweifle, dass die Architektur niemandem gefällt, sie trifft einen Geschmack, vielleicht mangels Alternativen. Die Zersiedelung möchten die Menschen nicht, aber die Architektur, die in den Siedlungsrandern und den Dörfern sichtbar wird, entspricht weitgehend dem Wunsch der Bauherrschaften. Es ist eine Fachsicht, die anders ist.

Vittorio M. Lampugnani: Ganz einverstanden bin ich damit nicht. Was gebaut wird, ist nicht das, was die Leute möchten. Es mangelt an Differenzmöglichkeiten, nicht zuletzt weil wir aus ökonomischen, baurechtlichen und Marke-

tinggründen immer nur mit einer Konstruktionsart, nämlich mit irgendwelchen Verbundsystemen, bauen. Daraus auszubrechen ist relativ schwierig und mit normalen Investoren eigentlich ausgeschlossen. Das heisst, wir bauen alle genau das Gleiche. Deshalb sind auch die Wohnungen mehr oder weniger die gleichen. Der Unterschied ist das Kleid, das man einem Haus anzieht. Das ist natürlich keine Differenz. Es ist ein verzweifelter Versuch, das Gleichförmige zu maskieren.

Rahel Marti: Wie kann man die Differenz wiederherstellen?

Vittorio M. Lampugnani: Differenz kann man nicht künstlich herstellen. Das hat die Postmoderne versucht, vergeblich, das wird teilweise immer noch versucht, immer noch ohne Erfolg. Die Unterschiede zwischen Städten wie Florenz und Siena haben sich innert 2000 Jahren entwickelt. Ihre Architektur hat mit Geschichte und Kultur zu tun, deswegen ist sie für mich echt. Wenn man versucht, den Städten Unterschiede künstlich von oben aufzuoktroieren, geht das so gut wie immer schief.

Günther Vogt: Auch mich stört der Begriff des Wiederherstellens. Ich glaube, das ist schlicht nicht möglich. Ich habe meinen Studenten die Aufgabe gestellt, die mehr oder weniger urbanisierte Landschaft zu analysieren und neu zu denken, auch die Landwirtschaft. Was passiert, wenn das Subsidiaritätsprinzip, ähnlich wie die beiden anderen heiligen Schweizer Kühe – Militär und Bankgeheimnis –, fällt? Was passiert, wenn die Menschen nicht mehr bereit sind, für einen Liter Milch dreimal zu bezahlen? Müssen wir nicht vorbereitet sein und Szenarien entwickeln? Von den Studenten kamen ganz überraschende, neue Vorschläge, die nichts wiederherstellen wollten, sondern neu entwickeln. Es war hochinteressant, wie die jungen Leute die Landschaft neu sehen konnten, sobald die Fesseln gesprengt waren. Beispielsweise die Extensivierung der agrarischen Nutzung. Man soll da nicht bauen. Eine völlig neue Vorstellung, wie die Landschaft aussieht. Dieselben Spieler, aber mit anderen Rollen.

Rahel Marti: Die Städtekette Aareland bietet gemäss dem Konzept der Gruppe Bibergeil das Potenzial für ein selektives Wachsen zu einer Stadt im Mittelland.

Daniel Kolb: Ich stelle infrage, ob die Entwicklung <zu einer Stadt> die Lösung ist. Die Schweizer wollen keine Städter werden. Und die Aargauer sowieso nicht. Früher sagte man: <Wer das Aargauer Stimmverhalten kennt, weiss, wie die Schweiz abstimmt.> Inzwischen weiss man, dass die Aargauer konservativer sind als der schweizerische Durchschnitt. Wir sind ein Landkanton. Unsere kleinen und mittleren Städte stimmen häufig anders als der Rest des Kantons, sie haben aber keine Mehrheit. Die Städtekette im Sinne einer Perlenkette finde ich interessant. Das ist nicht weit von dem entfernt, was wir mit dem Raumkonzept Aargau wollen: die bestehenden Städte und Zentren stärken.

Rahel Marti: Denken Sie, dass die breite Bevölkerung die Idee der Städtekette als Perlenkette mittragen würde?

Daniel Kolb: Die Städtekette ist ein denkbarer Ansatz. Unsere Städte sind extrem beliebt, es sind kaum Wohnungen zu finden. Viele Familien sehen

Die Entwicklung der Dörfer in den Südtälern führt seit Jahren weg von einer gemeinschaftlichen Struktur hin zu einer Ansammlung von individuellen Bauten ohne übergeordnete Identität. Der Durchgangsverkehr geniesst hohe Priorität, und in den Randzonen darf mit grossen Freiheiten gebaut werden. Mit dem aktuellen Baurecht wird der Entwicklung mangels Gestaltungsrichtlinien kaum Einhalt geboten. Wir stellen fest, dass sich die gegenwärtige Planung auf die Reglementierung des Gebauten beschränkt, statt dem «Dazwischen» einen ebenbürtigen Part zu gewähren. Wer von «Dorf» oder «Quartier» spricht, meint auch Gemeinschaft und Identität. Urbane Qualitäten wie Dorfplatz oder Strassenraum müssen deshalb thematisiert und mit neuen Arbeitsinstrumenten gestützt und gefördert werden.

Gruppe Bibergeil []



Günther Vogt, Daniel Kolb, Peggy Liechti

TISCHGESPRÄCH RAUMPLANUNG

sich gezwungen, aus den Städten in die Agglomeration zu ziehen. Man könnte heute deutlich mehr Wohnflächen in den Städten anbieten.

Rahel Marti: Warum passiert in dieser Richtung nichts?

Daniel Kolb: Man hat den Platz dazu gar nicht. Bei dreien dieser Städte sind die Stadtgrenzen eng um die historischen Kerne gezogen. Dort, wo man noch Platz hatte, wurde in den letzten Jahren sehr viel gebaut. In Baden und Aarau gibt es noch ganz wenige Gebiete, in denen man etwas Grösseres machen könnte. Sonst müsste es Ersatzneubau sein. Da möchte ich aber das Thema Qualität ins Spiel bringen. Wir müssen achtgeben, dass wir nicht alle Gärten abfüllen, um noch den letzten Franken rauszuquetschen. Nachdem man in der Raumplanung immer von Verdichtung gesprochen hat, ist nun das Mass teilweise überstrapaziert, und es gehen Qualitäten verloren.

Günther Vogt: Die Innenverdichtung in Lenzburg ist erfolgt, da kann man nicht mehr weiterverdichten. Und Verdichtung in Ehren, aber wir sollten es über die Köpfe der Menschen hinweg machen. Die Einschätzung, dass der Aargau ein Landkanton ist, kann man richtig oder falsch finden. Wenn die Menschen das aber denken, ist es eine Realität. Die Einschätzung der Bevölkerung ist matchentscheidend, damit sie eine Entwicklung mitträgt.

Vittorio M. Lampugnani: Dass die Schweizer keine Städter sein wollen, müsste man hinterfragen. Was versteht der Schweizer unter Städter? Bei der Volksabstimmung zum Richtiquartier haben sich die Walliseller zu unserem Projekt bekannt. Das hat mich positiv überrascht. Denn es war klar, dass da ein Stück Stadt entsteht. Es wäre interessant herauszufinden, was jene, die sich nicht als Städter bezeichnen, damit meinen. Schaut euch mal die historischen Schweizer Dörfer an, die sind bemerkenswert dicht. Da gibt es schöne Strassenbilder, gute Proportionen und Situationen zwischen den Häusern. Ich glaube nicht, dass man partout etwas gegen die Schweizer Tradition und Mentalität tun muss. Es gibt einiges, woran man anknüpfen kann.

Rahel Marti: Was halten Sie von der dritten These, gemäss der sich die Waldstadt Lenzburg mit den umliegenden Agglomerationsgemeinden zur Ringstadt entwickelt?

Vittorio M. Lampugnani: Mit Lenzburg als Ringstadt habe ich Mühe, weil ich gegen jede grössere Ausdehnung und morphologische Veränderung von historischen Städten bin.

Ich würde eher mit Ketten oder Netzen operieren als mit der Idee, dass sich eine Stadt flächig erweitert und verändert.

Hinzu kommt: Die Gruppe Bibergeil will doch gar keine Stadt. Sie will, dass die Landschaft erhalten

bleibt, dass die Kerne verdichtet werden. Eigentlich spricht die Gruppe von einem Netz von einzelnen, in sich erkennbaren Urbanisierungen. Ich vermisse das Wort «Dorf». Haben wir etwas gegen Dörfer? Wieso soll alles Stadt werden? Diese Vorstellung spukte schon in den 1980er-Jahren herum: Die ganze Schweiz ist eine Stadt. In Italien dachte man, dass Mailand und Turin zu einer Stadt zusammenwachsen, obwohl die Turiner und die Mailänder völlig inkompatibel sind. Wenn die Schweiz eine einzige Stadt würde, wäre dies ein suburbaner, ziemlich schrecklicher Ort. Genau dagegen kämpft die Gruppe Bibergeil an. Vielleicht müsste man es anders benennen und sagen: Wir wollen die bestehenden Urbanisierungen stärken.

Rahel Marti: Sie sagten, die historische Form einer Stadt sollte sich nicht ausdehnen. Welche Massnahmen braucht es dann?

Vittorio M. Lampugnani: Die Rezepte sind einfach: Wir brauchen Verdichtung nach innen, in vernünftiger Masse. Wir brauchen vernünftige öffentliche Räume, die die Verdichtung kompensieren. Wir brauchen kompakte urbane Gebilde mit scharf gezogenen Grenzen zu einer Landschaft, die man so erhalten kann. Über die Rezepte sind wir uns alle ziemlich einig. Wir wissen aber auch, dass sie schwer durchzusetzen sind. Doch warum eigentlich?

Rahel Marti: Wir haben doch heute eine andere Situation als 1980. Der Unterschied zwischen damals, als das Raumplanungsgesetz geschaffen wurde, und der Revision 2013 ist, dass die Bevölkerung die Verschärfung eingefordert hat. Wir haben eine politische Situation, die das Bauen, das wir wollen, begünstigt oder sogar verlangt. Trotzdem sind wir mit der Architektur nicht zufrieden: In den Landgemeinden werden Ortszentren mit grossen Blocks zertrümmert, Wohngebiete werden mit ebenfalls sehr viel grösseren (Ersatz-)Mehrfamilienhäusern bebaut. Offenbar fehlen uns Referenzen, Mittel, Vorstellungen, was eine qualitätvolle Verdichtung ist.

Vittorio M. Lampugnani: Das ist richtig. Wollen Sie wissen, wer schuld ist?

Rahel Marti: Sie haben vorhin die Investoren genannt. Das scheint mir etwas zu einfach.

Vittorio M. Lampugnani: Ich will nicht alles auf die Investoren schieben. Wir Architekten haben auch einen guten Teil der Schuld, aber diese Schuld möchte ich gern verteilen, zwischen Architekten, die nicht genügend gute Leitbilder entwickeln für solche Verdichtungen, aber auch auf Bauherren und Gemeinden, die gute Leitbilder nicht mittragen.

Daniel Kolb: Ich würde das unterschreiben. Es werden beispielsweise immer noch unglaublich viele 4-Zimmer-Wohnungen gebaut. Dabei weiss man, dass ganz viele Einzelpersonen in 4-Zimmer-Wohnungen leben, denen eine 3-Zimmer-Wohnung reichen würde. Das führt zu einem sehr hohen Wohnflächenverbrauch pro Kopf.

Lukas Zumsteg: Unsere Probleme liegen nicht in den wirklich urbanen Gebieten. Wir als Architekten haben vor allem Mühe damit, uns im suburbanen Raum sinnvoll zu verhalten. Vielleicht müssten wir landschaftlicher denken, damit die Landschaft prägender wird als das Architektonisch-Städtebauliche?

Dass Zersiedelung ursächlich eine Folge des Wachstums ist, entlarvt die Gruppe Bibergeil als Irrglaube. Vielmehr handelt es sich um ein ästhetisches Problem, dem Indifferenz und Gestaltlosigkeit zugrunde liegen.

Gruppe Bibergeil []



Vittorio Magnago Lampugnani



Lukas Zumsteg

TISCHGESPRÄCH RAUMPLANUNG

Vittorio M. Lampugnani: Da bin ich diametral anderer Meinung. Jeder soll seine Arbeit machen: die Architekten, die Landschaftsarchitekten, die Städteplaner. Unsere Arbeit ist, vernünftigen Städtebau zu betreiben, und da können wir uns nicht auf die Landschaft und auf die Einbeziehung der Natur in die Stadt berufen. Das Problem der suburbanen Gebiete ist, dass wir verbissen versuchen, sie als suburbane Gebiete zu denken, als ob sie grundsätzlich etwas anderes wären als Stadt. Dabei sind sie gar nichts anderes. Wieso bauen wir in der Peripherie nicht genauso städtisch wie im Zentrum; vielleicht mit etwas weniger Dichte, mit etwas anderem Charakter? Die Vorstellung, dass wir die Sache ausfransen lassen, ihr eine gefälligere Form geben müssen, ist ganz falsch. Daran kranken die meisten modernen Stadterweiterungen.

Rahel Marti: Ist das städtische Bauen ein Modell für die Südtäler?

Vittorio M. Lampugnani: Absolut. Wenn ich von urban spreche, meine ich ja nicht von vornherein den Blockrand. Ich spreche von einer vernünftig hohen Dichte, guten öffentlichen Räumen und einer artifizellen gebauten Umwelt, die platzsparend und effizient ist. Und genau das kommt letztlich der Landschaft zugute und ist die einzige Möglichkeit, sie zu erhalten.

Günther Vogt: Ich möchte gerne über die Strasse sprechen: Die Strassenräume im Schweizer Mittelland sind schrecklich. Wie kommt das? – Wenns gut geht, ist bei der Planung ein Städtebauer im Team, der Architekt findet dann als Erstes, dass die Fluchtlinie nicht stimmt. Dann kommt der Verkehrsplaner, dann die Lichtplaner, dann wir Landschaftsarchitekten. Mit dem technischen Fachplaner sind es insgesamt etwa zehn Akteure, die beteiligt sind. Aber letztlich ist keiner verantwortlich für die Atmosphäre und die Gestaltung der Strasse. Michael Alder sagte einmal: «Mit Wohnungsbau wird man nicht berühmt.» Mit Strassenbau eben auch nicht. Deshalb lassen ihn alle links liegen.

Vittorio M. Lampugnani: Ich würde sogar ein Stück weiter gehen. Sie sprechen vom Strassenraum, meinen aber eigentlich die Strassenfläche. Es gibt ja noch Fassaden rechts und links. Kein Mensch entwirft heute noch eine Strasse als Strasse. Jeder Eigentümer kommt mit seinem Architekten, die Architekten sprechen sich untereinander nicht ab, und der Raum zerfällt architektonisch. Die Landschaftsarchitekten versuchen dann, mit einer Baumreihe wenigstens eine Einheit hineinzubringen und zu retten, was noch zu retten ist. Aber das ist nicht viel.

Rahel Marti: Was wäre denn ein guter Strassenraum in einem Dorf?

Daniel Kolb: Einer, der die verschiedenen Funktionen, die der Strassenraum hat – und das ist eben nicht nur der Verkehr – möglichst optimal erfüllt. Schulwege, Aufenthaltsräume, Querungen und Öffnungen sind auch wichtig.

Günther Vogt: Das Verständnis, dass die Strasse eine räumliche Frage ist, ist kaum vorhanden. In Mailand gibt es auf den Mittelstreifen unglaublich viel Raum für Fussgänger; dort können alle flanieren, mit Kindern und Hunden. In einem Dorf gäbe es die Möglichkeit, ganz kleine Sachen zu machen. Die Strasse als gelebter Raum. Vielleicht muss der Streifen nicht so breit sein wie in Mailand. In Basel gibt es auch ein schönes Beispiel. Nur so kann mehr

stattfinden als der motorisierte Individualverkehr.

Rahel Marti: Wie soll die Gruppe vorgehen, um diese Studie weiterzuentwickeln?

Vittorio M. Lampugnani: In einen kleineren Massstab gehen. An dieser Utopie weiterarbeiten und sie auf den Boden bringen. Alles konkreter und anschaulicher werden lassen: die Häuser, die Strassen, die öffentlichen Räume, die Kanten. Solange wir in olympischen Abstraktionen schweben, sind wir uns alle einig. Wenn daraus ein Stück Stadt wird, dann werden wir uns vielleicht immer noch einig sein, aber sehen, dass es so nicht geht. Die Strasse plant der Kanton und kann nicht beeinflusst werden. Unter den Bäumen, die wir pflanzen wollten, verlaufen Leitungen. Die miteinander sprechenden Fassaden kann man nicht machen, weil daneben ein Kollege für einen anderen Bauherrn baut, der sich nicht für ein gemeinsames Anliegen interessiert.

Rahel Marti: Welche Flughöhe soll man als Architekturbüro anstreben? Werden Architektenutopien keine Realität, weil sie zu einseitig raumbezogen sind? Lohnt es sich, daran weiterzuarbeiten?

Vittorio M. Lampugnani: Für mich ist die räumliche Konkretisierung eines Konzepts die eigentliche Arbeit und die notwendige Weiterentwicklung. Die gesamte Stadt- und Raumplanung krankt daran, dass sie immer in Funktionen, Verkehrsflüssen, logischen Flüssen denkt, aber nie in Räumen.

Günther Vogt: Es ist die Aufgabe der Architekten, vom konkreten Ort aus zu denken und dann zu übersetzen, was im grösseren Massstab möglich ist. Welche Stadtidee steht dahinter? Ist das Zürich West oder Zürich Nord, ist es das französische oder das Mailänder Modell? Wenn man in den Köpfen der Menschen etwas etablieren will, braucht es Bilder, die vielleicht auch noch nicht als gebaute Referenzbeispiele abrufbar sind.

Daniel Kolb: Ich habe eher einen Wunsch als einen Tipp: Die aargauische Urbanität ist etwas, was den Kanton beschäftigt. Zurzeit ist eine extreme Durchmischung der Bevölkerung im Gange: Es ziehen jährlich etwa 60 000 Menschen zu und weg; Leute aus Zürich bringen städtischere Gedanken in den Aargau. Der Kanton hat den Auftrag, alle zehn Jahre den Richtplan zu überprüfen. Für den Richtplan 2021 beginnt unsere Arbeit spätestens 2017/18. Wir sind deshalb interessiert, mit der Gruppe Bibergeil den Kontakt zu pflegen und gemeinsam weiterzudenken, was die aargauische Identität oder Urbanität ausmacht.

Rahel Marti: Könnte es, im Hinblick auf die Revision, 2018 eine Ausstellung geben, die städtische Entwürfe zeigt und zur Diskussion stellt?

Daniel Kolb: Der Kanton hat einen Auftrag, diese Themen zu kommunizieren. Da wir aber vom Sparen und Abbauen sprechen, möchte ich nicht zu viele Erwartungen schüren.

Dass unsere reiche und politisch hoch entwickelte Gesellschaft nicht in der Lage ist, einen ästhetisch hochwertigen Lebensraum zu erzeugen, ist beschämend. Uns verbindet die Überzeugung, dass es auch die individualisierte und pluralistische Gesellschaft von heute schaffen müsste, lebenswerte Räume zu generieren, die den Vergleich mit historischen Vorbildern nicht scheuen müssen.

Gruppe Bibergeil []



Martin Leder, Vittorio Magnago Lampugnani

Am Beispiel von Fläsch und Monte Carasso

Wer sich neugierig und mit offenen Augen einem unbekanntem Ort nähert, kennt den überraschenden Moment, wenn sich einem dessen Identität offenbart. Solchen Orten wohnt eine Kraft inne, die von einem eigenständigen Charakter ausgeht, der sich über Jahrzehnte oder Jahrhunderte gebildet und viele Höhen und Tiefen überdauert hat. Doch woher kommt diese einigende Kraft? In den meisten Fällen bildeten frühere Bewohner – freiwillig oder aus Not – eine kollektive Siedlungsform. Diese Beschränkung von Platz, Material und individuellen Freiheiten führte fast zwangsläufig zu klar erkennbaren Strukturen oder – im heutigen Verständnis – zu gutem Städtebau.

Heute sind wir in der komfortablen Situation, dass wir nicht mehr gezwungen sind, uns aus wirtschaftlichen oder strategischen Gründen zusammenraufen zu müssen. Individualität ist ein hohes Gut in der heutigen Gesellschaft. Jeder kann machen, was er will. An vielen Orten lässt sich beobachten, wie sich diese Freiheit auf die gebaute Umwelt auswirkt. Wo früher Einigkeit über Grösse, Materialisierung und Einbindung eines Gebäudes bestand, findet man heute ein Potpourri von individuellen Formen und Farben. Ein übergeordnetes Ganzes ist kaum erkennbar. Es wurde auch nie geplant. Die Forderung, sich in den Kontext einzubinden, ist zwar Bestandteil von vielen Reglementen, jedoch häufig ein zahnloser Paragraph, der lediglich die schlimmsten Bausünden zu verhindern hilft.

Einzelne Gemeinden haben diesen Missstand entdeckt und sich in der jüngeren Vergangenheit dazu entschieden, gegen das unkontrollierte Wuchern anzutreten und die Identität des Orts herauszuschälen. Doch wie kann das erreicht werden? Ein möglicher Weg ist, das Vorhandene zu analysieren.

Was macht ein Dorf einzigartig? Wo sind die Plätze, Gebäude, Strassen, Grünräume, die den öffentlichen Charakter des Dorfs prägen? Gibt es ein ortsspezifisches Kulturgut, das zu schützen und zu fördern ist?

Solche Fragen sind sorgfältig zu prüfen und mit der Dorfschaft zu diskutieren. Denn nur was die Bevölkerung mitträgt und lebt, hat auf Dauer Bestand. Historische Beispiele können als Inspiration dafür dienen, wohin sich eine Gemeinde entwickeln will. Aus diesem Diskurs kann ein Konzept für das Weiterbauen entstehen, das die bestehende Situation verbessert.

Fläsch und Monte Carasso sind zwei Dörfer, die sich einem eigenen Leitbild verpflichtet haben. Diese fassen explizit nicht auf musealem Bewahren, sondern ermöglichen ein qualitatives Wachstum innerhalb von klar gefassten Leitlinien. Solche Entscheide bedeuten aber auch Verzicht. Nicht alles Machbare ist auch wünschbar. Korrigierende Massnahmen können einschneidend sein. Dafür braucht es Mut, Überzeugung und Geduld, denn die Resultate werden nicht unmittelbar sichtbar. Es ist zu wünschen, dass sich diese Haltung fortsetzt. Dass sich

weitere Gemeinden zu ihren spezifischen Qualitäten bekennen und das Potenzial für eine nachhaltige Zukunft erkennen.

Fläsch

Dass das Ortsbild nicht dem Siedlungsdruck zum Opfer fiel, ist einem innovativen Entscheid des Gemeinderats und der Stimmbürger zu verdanken. Um sich der baulichen Banalisierung zu entziehen, beschlossen sie, die Ortsplanung aus den 1990er-Jahren mithilfe der Hochschule für Technik und Wirtschaft HTW Chur tiefgreifend zu revidieren. Sie schufen ein Leitbild, definierten Fläsch als «Schmuckstück der Bündner Herrschaft» und entschieden, die weitgehend

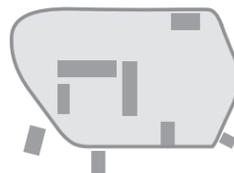


intakte Dorfstruktur vor Überbauungen zu schützen. In einem schweizweit einzigartigen Landumlegungsverfahren wurden erhaltenswürdige Flächen ausgezont, teils ins Gemeindeeigentum überführt und die Besitzer mit Realersatz an anderer

Stelle entschädigt. Gleichzeitig wurden am Ost- und Westrand des Dorfs Zonen mit einer höheren Überbauungsziffer bezeichnet. Die Gemeinde setzt zudem auf architektonisch qualitätsvolle Neubauten, bei Baubewilligungsverfahren vermehrt auf Beratung und Anreize und sucht das traditionelle Siedlungsmuster des Orts weiterzuentwickeln.

Monte Carasso

Im Dorf Monte Carasso, nahe Bellinzona, regte sich 1978 starker Widerstand gegen den Richtplan, der zwischen 1960 und 1970 erarbeitet worden war. Die Gemeinde beauftragte daraufhin den Architekten Luigi Snozzi zu prüfen, ob sich die neue Primarschule auf dem Areal des ehemaligen Klosters ansiedeln liesse statt wie vorgesehen an peripherer Lage neben der Autobahn. Snozzi unterbreitete der Gemeinde statt eines einfachen Eingriffs in den Bestand einen Vorschlag für die Neuorganisation des ganzen Dorfs. Er hält die Regeln für die räumliche Neuorganisation des Dorfs fest, das fortan als öffentlicher Raum gilt. Snozzi führte das Prinzip der klaren räumlichen Abgrenzung des neuen Zentrums ein. So



entstanden Freiräume und Strassen sowie räumlich präzise und bedeutende Gebäude, die dem neuen Zentrum eine Bestimmtheit geben. Auch für die historischen Fraktionskerne innerhalb

des Dorfs legt er Regeln fest: Die bestehende Bausubstanz wird massiv verdichtet, um ein Ausfransen an den Enden zu vermeiden.

Trotz der im April 2017 erfolgten Fusion von Monte Carasso und weiterer kleiner Gemeinden mit Bellinzona wird die etablierte räumliche Ordnung Bestand haben und das neue Quartier von Bellinzona prägen. Räumliche Strukturen sind stabiler als politische Verwaltungseinheiten.

Fläsch,
Kanton Graubünden



Monte Carasso,
Kanton Tessin



TISCHGESPRÄCH KULTUR

Gruppe Bibergeil [] im Gespräch mit Hubertus Adam, Andreas Hofer, Michel Mettler, Joëlle Zimmerli.
Gesprächsführung: Rahel Marti. Ort: Brugg

Rahel Marti: «Der Impuls für die vorliegende Studie ist die Sorge um die Siedlungsentwicklung. Hat der Aargau diese Sorge besonders nötig?

Joëlle Zimmerli: Der Aargau hat eine schwere Hypothek zu tragen, weil er ein sehr ländlicher Kanton ist, mit vielen Dörfern und eher schlechtem Anschluss an den öffentlichen Verkehr in den ländlichen Regionen. Es ist eine Herausforderung, diese Entwicklung umzudrehen. Wenn ich aber die kantonale Planung des Aargaus mit anderen Kantonen vergleiche, ist er einer der Ersten, der das Ruder herumgerissen und innert relativ kurzer Zeit viel bewirkt hat. Ich würde mir um andere Kantone mehr Sorgen machen, was die heutigen Planungsprozesse betrifft.

Michel Mettler: Die Studie bezieht sich zwar auf den Aargau, der Kanton funktioniert in meinen Augen aber eher als Beispiel für die grundsätzlichen Zersiedelungsprobleme. Er ist eine gute Wahl, weil die Alarmlampe ausserhalb des Kantons sofort aufleuchtet, wenn der Aargau zur Sprache kommt: bei all jenen, die ihn vom Durchfahren kennen und zu wissen glauben, was der Aargau ist.

Andreas Hofer: Das Mittelland ist stark geprägt von dem, was rundherum ist. Es sind auch Auswirkungen von Zürich und Basel, die den Raum formen oder die Nachfrage nach Wohnraum schaffen. In diesem Zwischenraum zu behaupten, es gäbe eine eigene Figur, finde ich paradox. Sie mit einem Städteloop zu einer in sich funktionierenden Form zu erklären, ist noch paradoxer. Ich habe einige Zeit in Aarau gewohnt und hatte sehr wenig mit Brugg zu tun. Und Baden ist schon fast eine andere Welt.

Michel Mettler: In der Kulturförderung im Aargau versucht man immer, die dezentrale Struktur als Stärke auszulegen. Ich bin zur Einsicht gelangt, dass die Identität des Aargaus eine Verwaltungsidentität ist. Was sich aargauisch nennt, hat als Einziges gemein, dass es derselben kantonalen Verwaltung angehört. Für mich stellt sich die Frage, wie viele Leute man für die Intervention der Gruppe Bibergeil gewinnen könnte. Viele Leute sind aufs Land gezogen, weil sie eine Vorstellung eines Lebens im Grünen haben, auch wenn das mit der Realität nichts zu tun hat. Wie bringt man es fertig, eine Entzauberung dieses Begehrens öffentlich zu machen? Ich habe mich zum Beispiel gewundert, dass im Bibergeil-Anzeiger von 2015 nicht wenigstens ein Schockbild ist, eine Visualisierung, wie der Aargau – komplett von Zersiedelung entstellt – aussehen könnte.

Hubertus Adam: Aktuell kommt mir die Studie etwas zu holzschnittartig daher. Sie hat zwei Argumentationsschienen: erstens das Ziel, urbane Gebiete zu verdichten und – dies zum Zweiten – auf dem Land zu entdichten. Die Argumentation, die das legitimieren soll, ist die Tatsache, dass der Fokus in den Südtälern auf der Landwirtschaft liegt. Das entspricht aber nur bedingt der Realität. Natürlich gibt es eine – glücklicherweise steigende – Anzahl von Menschen, welche die Angebote lokaler Anbieter schätzen und nutzen. Das Hero-Prinzip zur primären Grundlage wirtschaftlicher Transferbeziehungen zwischen Stadt und Land zu machen, greift aber zu kurz.

Joëlle Zimmerli: Aber es geht ja nicht um Landwirtschaft oder Stadt. Es geht um Menschen, die auf dem Land oder

in der Stadt wohnen. Der Aargau ist kein Landwirtschaftskanton wie die Bergkantone. Auch auf dem Land gibt es Dienstleistungsjobs. Mir sind die Bilder der Studie zu statisch. Man müsste die Netzwerkräume zeigen, nicht die gebauten Räume; etwa die Mobilität, die ermöglicht, dass jemand einen Teilzeitjob in der Stadt hat, aber auch auf dem Land engagiert ist.

Andreas Hofer: Ich war früher in der WG-Szene unterwegs, und da hat man jeweils eine leerstehende Spinnerei übernommen und an ganz eigenartigen Orten begonnen, Gegenwelten zu leben. Ich kann mir deshalb heute Menschen mit einer rauen, wilden Holzackermentalität vorstellen – etwas zwischen Mad Max und Wild West – in einem Einfamilienhäuschen, vielleicht sogar mit Nachhaltigkeitsutopie. Sie haben den Raum, gestalten ihre Umgebung ganz direkt, sind in einem postindustriellen Selbstversorgermodus und haben dann vielleicht trotzdem ein Auto, und einer von ihnen geht in die Stadt zur Arbeit.

Rahel Marti: Wer wohnt in diesen Wild-West-Situationen? Ist das jemand, der bei der kantonalen Verwaltung in Aarau arbeitet, oder jemand, der zu Hause vor sich hinwerkelt?»

Andreas Hofer: Jemand, der vielleicht ein Teilzeitpensum bei der kantonalen Verwaltung hat und noch vier Schafe hinter dem Haus.

Michel Mettler: Quantitative Aussagen macht die Studie keine. Das wäre aber entscheidend. Wie viel vom Bedarf an ursprünglichen Lebensmitteln kann das Hero-Prinzip in so einer Landschaft decken? Dann kann man diskutieren, wie naiv oder illusorisch das Hero-Prinzip heute ist. Und ob die Menschen Abstand nehmen müssen von ihren Sehnsuchtskonstruktionen.

Andreas Hofer: Die vier Meter Grenzabstand um die Einfamilienhäuser reichen offenbar immer noch, um den Traum vom Wohnen für sich selbst erträglich zu machen. Es ist ein Leiden von Professionellen, aber sie sind die Einzigen, die leiden.

Rahel Marti: «In letzter Zeit gab es aber schon Voten aus der Bevölkerung, die die Sorge um die Landschaft teilen. Dennoch sind sie nicht bereit, ihren individuellen Lebensstil zu ändern. Was ist zu tun, damit die Bewohner der Südtäler die Sorge um die Landschaft mittragen?

Joëlle Zimmerli: Ich glaube nicht, dass man die Menschen verändern kann. Wenn jemand in einem dieser Täler wohnt, dann braucht er ein Auto. Alles andere ist realitätsfremd: Denn der letzte Bus fährt um 20 Uhr. Wie kann man versuchen, das Wachstum zu verlagern? Idealerweise sollte man dort wachsen, wo man bereits gute Rahmenbedingungen, etwa punkto Mobilität, hat. Auf der groben Ebene, damit das Wachstum in die urbanen Gebiete fliesst und nicht in die am wenigsten erschlossenen Gebiete. Wie kann man beginnen, das zu steuern? In den Gemeinden könnte man kompakter planen oder dafür sorgen, dass die Wohnflächen nicht überdimensional gross werden. Wie kann man etwa jemanden, der gar nicht so viel Raum benötigt, dazu bringen, in eine kleinere Wohnform umzuziehen?

Rahel Marti: Was ist die Qualität der Studie im Vergleich zur Richtplanung?

Hubertus Adam: Der Fokus der Studie ist anders ausgerichtet: Sie geht stärker von der Landschaft



Hubertus Adam, Andreas Hofer, Martin Leder

aus. Die Gruppe ist frei von behördlichem Prozedere, sie kann freier denken. Damit die Studie aber nicht ein Produkt einer Planungselite bleibt, muss ein Transfer gelingen, nicht nur zur politischen Ebene, sondern auch zur Bevölkerung. In der Schweizer Planungsgeschichte ist vieles daran gescheitert, dass es nicht den richtigen Adressaten gefunden hat und dann versandet ist. Wir leben heute in einer Zeit, in der es zunehmend ein Entfremdungsgefühl gibt zwischen der «einfachen Bevölkerung» und planerischen Eliten.

Joëlle Zimmerli:

Die beliebteste Zeitschrift der Schweiz ist *Landliebe*.

Vielleicht sollten Sie zusammen mit *Landliebe* eine Reihe machen, damit sich die Bevölkerung im Rahmen der Zeitschrift mit Ihrer Studie zur Landschaft auseinandersetzen kann.

Michel Mettler: Die Mitglieder der Gruppe Bibergeil können Gespräche initiieren. Ihr Vorteil ist, dass Sie keine Beamten sind. Ich würde mit wichtigen Stakeholdern all diese Fragen diskutieren, wie Sie dies mit uns als Experten machen.

Andreas Hofer: Ich glaube nicht, dass man einen Systembruch mit einem so grossen Blick von oben auf einen Plan erzeugen kann. Man muss die demografischen Prozesse, die im Ort stattfinden, analysieren. Alte Leute in Einfamilienhäusern, die physisch existenzielle Probleme bekommen, wenn sie nicht mehr Auto fahren können, zum Beispiel.

Joëlle Zimmerli: Richtig, das Problem der Demografie ist im Aargau zentral. Im ländlichen Raum fehlt es strukturell an Wohnmöglichkeiten für ältere Leute; damit meine ich Pensionierte, die

keine Lust mehr aufs Einfamilienhaus haben. Welche Typologien könnte man ihnen in den Dörfern anbieten? Wenn irgendwo Eigentumswohnungen entstehen, sind viele Pensionierte unter den Ersten, die ihr Einfamilienhaus verkaufen und umziehen. Kann man Parzellen im Kern, die unternutzt sind, attraktiv machen und allenfalls mit irgendwelchen Reserven abtauschen? Vielleicht bekommt ein altes Ehepaar am Hang im Tausch ein Grundstück im Zentrum, auf dem es sein Stöckli bauen kann, dafür ist es näher an der Bushaltestelle. Eigentlich müsste die Gruppe mit einer Gemeinde einen Eigentümerprozess anreissen.

Michel Mettler: Ist es ein Entweder-oder? Visionen skizzieren oder näher an den Basisproblemen arbeiten? Das könnte doch auch parallel stattfinden?

Joëlle Zimmerli: Das widerspricht sich nicht. Wenn man an die Basis geht, ist es häufig eine Vision für ein Teilgebiet einer Gemeinde, und diese Teilvision muss eingebettet sein in eine grössere Vision. Aber irgendwann muss man von einer Vision in den Raum herunterkommen und zeigen, was sie für den Raum bedeutet. Bei einer Studie im Fricktal war das Thema, ältere Menschen von den ganz schlecht erschlossenen Orten in etwas weniger schlecht erschlossene zu bringen. Es handelt sich dabei um Mikrodynamiken.

Rahel Marti: Heisst das, in den Südtälern darf nichts Neues wachsen, aber die Menschen dürfen ihren Lebensstil weiterpflegen?

Joëlle Zimmerli: Was heisst denn, ihren Lebensstil weiterpflegen? Heisst das, dass sie ein Auto und ein Einfamilienhaus haben? Zuerst muss man definieren, was man unter diesem «schlechten» Lebensstil versteht.

Rahel Marti: Die Verzettlung von verschiedenen Orten. Ich arbeite hier und wohne dort. Und die Freizeit verbringe

Eine Serie mit der Zeitschrift *Landliebe* wäre reizvoll. Wir sehen uns weniger als eine Gruppe, die konkret Raumplanung betreibt, sondern mehr als eine Denkgruppe, die zur gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit bestimmten Themen motiviert. Mit der Zeitschrift verbindet sich unserer Liebe zur Landschaft, der wir Sorge tragen wollen. Wir suchen aber nach zeitgenössischen Vorstellungen von dieser Ländlichkeit.

Gruppe Bibergeil []

TISCHGESPRÄCH KULTUR

ich an einem dritten Ort. Wir sprechen über eine Sorge, dass mehr Entwicklung die Landschaft zerstört, wenn wir genau so weitermachen.

Lukas Zumsteg: Die Menschen auf dem Land sagen, sie wohnen gerne in der Landschaft. Aber sie verhalten sich nicht wertschätzend gegenüber der Landschaft. Wie kann man das wieder in Einklang bringen?

Joëlle Zimmerli: Was konkret empfinden Sie als nicht wertschätzend?

Lukas Zumsteg: Etwa die Frage, wie man sich mit dem Gelände auseinandersetzt, wenn man ein Haus baut. Man kann eine flache Terrasse bauen, mit Kalksteinbrocken als Böschung und dann sein Einfamilienhaus hinstellen. Das ist das, was passiert, und das ist schlimm. Wenn man es nur schon mal schaffen würde, sich in die Topografie einzufügen, wie sie da ist. Sind die Menschen nicht mehr fähig, Dinge wahrzunehmen, die früher selbstverständlich waren?

Joëlle Zimmerli: Ein nächster Schritt könnte für die Gruppe Bibergeil also sein, für den Aargau die Vision zu formulieren, dass man in die Topografie reinbaut. Ich behaupte, dass sich neunzig Prozent dieser Menschen gar nicht bewusst ist, dass sie es schlecht machen.

Michel Mettler: Ich glaube, dass viele Menschen, die so bauen, Landschaft anders sehen als Sie. Das hat mitunter politische Hintergründe. In der Schweiz wird das Ländliche im politischen Diskurs von rechten, populistischen Strömungen besetzt. Die SP hat keine ländlichen Symbole in ihrer Kommunikation.

Wie könnten die Themen Landschaft, Landschaftlichkeit, Ursprünglichkeit anders als im politischen Spektrum Raum greifen?

Könnte man beispielsweise einen Meinungsträger der Linken gewinnen, der diese Mobilisierungskraft potenzieren kann?

Hubertus Adam: Die Vorstellung von der Landschaft ist historisch gesehen eine Erfindung der Stadt. Dieses Bild hat sich stetig verändert: von der Romantik über den Heimatschutz bis zum 21. Jahrhundert, also bis in unsere Gegenwart. Für die Ästhetik und die Wahrnehmung eines Landes ist die Vorstellung von der Landschaft zentral. Gelingt es, diese Bild anders zu besetzen?

Rahel Marti: Wäre es anders, wenn die SVP den Naturschutz ins Programm nehmen würde? Oder spielt auch die Gesamtschweizer Tendenz mit, die sich in den Abstimmungen zeigt: dass wir statt einen Röschtgraben einen Stadt-Land-Graben haben?

Hubertus Adam: Das Problem ist ja, dass der Stadt-Land-

Graben kein realer, sondern ein mentaler Graben ist. Der Teil der Bevölkerung, der Wertschöpfung von der Landschaft erhält, ist ja relativ klein; viel kleiner, als was sich mental darauf bezieht.

Andreas Hofer: Als Kind sass ich mittags mit 15 Leuten am Tisch, das war ein hochkollektivierte Art von Landbewirtschaftung, ein Zusammenleben über Generationen. Das ist heute alles weg. Der durchschnittliche Einpersonenhaushalt konsumiert achtzig Quadratmeter Wohnfläche. Doppelt so viel wie früher. Das ganze bauliche, planerische Problem hätten wir gelöst, wenn wir das Problem der Demografie offensiver angehen könnten. Einer der schönsten Orte, die ich kenne, ist das Kloster Baldegg: eine hochkollektivierte Form auf dem Land. Wieso können wir nicht damit beginnen, solche Bilder zu entwickeln, oder die Bauernhaushaltungen und die grossen Häuser, in denen sehr viele Menschen zusammengewohnt haben? Es fehlen die guten Geschichten.

Michel Mettler: Ich stelle fest, dass es ganz verschiedene Problemhorizonte gibt. In dem Moment, in dem ein Problem nicht mehr ästhetisch, sondern dringlich wird, im Sinne der Ökonomie, der Infrastruktur, dann taucht es am Problemhorizont auf. Die entvölkerten Strassenzüge sind ein reales Problem, etwa für Pensionierte, die Menschen zum Reden antreffen möchten. Sie laufen verloren durchs menschenleere Dorf und suchen ein Café, und auch im Café sind sie alleine, denn dort trifft man meist ausländische Menschen an, die aber kalabrisch miteinander sprechen. Bevor man planerische Visionen entwickelt, ist für mich deshalb das Gespräch wichtig. Welche Probleme hat man wirklich, wie verhalten sich die zueinander, und existieren sie an verschiedenen Orten?

Andreas Hofer: Was ausserhalb der farbigen Flecken auf dem Plan passiert, etwa im Fricktal, ist interessanter, als was in Aarau, Brugg und Baden geschieht. Dort gibt es Planungsverfahren. An den ganz schwierigen Orten eine Perspektive zu entwickeln, würde mich reizen. Die Gruppe Bibergeil beharrt aber auf ihrer Architektenrolle, das finde ich gut. Da gibt es auch positive Beispiele. Etwa Vorarlberg, wo via Baukultur etwas Vermarktbares entstand. Es wäre auch ein Szenario zu sagen, auf einer baukünstlerischen Ebene hat das Gebiet ein Identitätspotenzial, und wir sind die Fachleute, die dazu einen Beitrag leisten können.

Rahel Marti: Es könnte eine Aufgabe sein, eine Architekturkritik zu formulieren. Und positive Beispiele darzustellen. Der Kanton Zug hat beispielsweise einen Leitfaden für das Bauen ausserhalb der Bauzonen erstellt: eine Publikation mit feinen Zeichnungen, die neue Lösungen aufzeigen, anstatt einer Blocksteinmauer eine feine Böschung zum Beispiel. Ich könnte mir vorstellen, dass fast jeder Zugang zu diesen Darstellungen findet.

Tatsächlich ist die Vorstellung von der Stadt viel ausgeprägter als jene vom Land. In diesem Sinne müsste unser Fokus vermehrt auf dem Ländlichen liegen. Welches sind zeitgenössische Vorstellungen vom Leben auf dem Land? Es gibt nicht nur die Vorstellung einer heilen Welt der politischen Rechten. Wie kann die kulturelle Elite zu einer Auseinandersetzung mit Ländlichkeit motiviert werden? Gibt es Beispiele für solche Lebensformen oder Bautypologien? Gibt es Instrumente, um die Qualität ländlicher Orte zu beschreiben?

Gruppe Bibergeil []



Thomas Schneider, Michel Mettler, Joëlle Zimmerli, Peggy Liechi, Rolf Meier

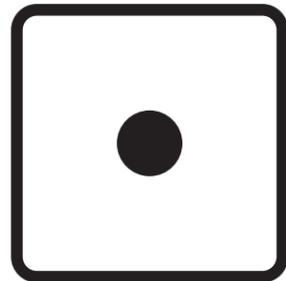


Andreas Graf

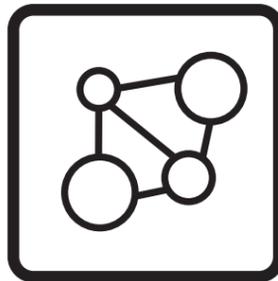


Michel Mettler

ländlichurban



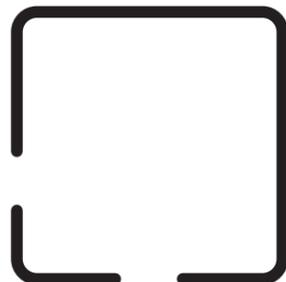
01



02



03



04



05



06



07



08

- 01 Zentralität
- 02 Interaktion
- 03 Aneignung
- 04 Zugänglichkeit
- 05 Heterogenität
- 06 Adaptierbarkeit
- 07 Landschaftsbezug
- 08 Naturbezug

Der Begriff «urban» ist en vogue. Oft wird er als Heilmittel gegen die Zersiedelung angepriesen, ohne näher definiert zu werden. Um urbane Qualitäten besser zu qualifizieren, hat eine Forschungsgruppe im Rahmen eines Nationalfondsprojekts einen Kompass für das urbane Profil eines Ortes entwickelt.* Dieses umfasst die Kriterien Zentralität, Interaktion, Aneignung, Zugänglichkeit, Heterogenität und Adaptierbarkeit. Sobald wir jedoch die Stadtkerne mit ihren Speckgürteln verlassen, können diese Profile die Qualitäten der Orte nicht mehr hinreichend umschreiben. Zusätzliche Begriffe wie Naturbezug, Landschaftsbezug oder Anbindung an das nächste Zentrum drängen sich auf. Während reine Ländlichkeit oder reine Urbanität im

Aargau kaum gegeben sind, interessieren Orte, die sowohl urbane als auch ländliche Qualitäten aufweisen. Es geht nicht darum, diese Qualitäten als unvereinbare Gegensätze gegeneinander auszuspielen. Gerade im «Sowohl-als-auch» liegt eine spezifische Qualität, die sich von städtischer Urbanität unterscheidet und eine Alternative dazu bietet. Die im Folgenden vorgestellten Orte zeigen beispielhaft auf, wie sich urbane und ländliche Qualitäten miteinander verbinden lassen und wie unmittelbar aus dieser Kombination eine grosse Kraft gewonnen werden kann.

*Urbane Qualitäten – Ein Handbuch am Beispiel der Metropolitanregion Zürich. Simon Kretz, Lukas Küng (Hrsg.), Edition Hochparterre 2016



01



04



02



05



03



06

01 Kloster Baldegg
Das Kloster Baldegg von Marcel Breuer greift mit seinen Gebäudeflügeln in die Landschaft aus. So werden die Aussenräume dreiseitig gefasst und bleiben gleichsam offen zur Landschaft.

02 Wohnsiedlung Halen, Herrenschwanden
Die Wohnsiedlung Halen ausserhalb der Stadt Bern ist wie ein Cluster in den Wald gesetzt. Die Natur ist in unmittelbarer Nähe und hat sich im Laufe der Zeit einen Grossteil der Siedlung zurückerobert.

03 Siedlung Fredensborg, Dänemark
1965 ordnet Jørn Utzon die Hofhäuser so an, dass einerseits öffentliche, zur Strasse gerichtete Zugangshöfe und andererseits private, sich zur Landschaft öffnende Gartenräume entstehen. In prototypischer Art und Weise werden urbane und ländliche Qualitäten miteinander verschränkt.

04 Onkel Toms Hütte, Berlin
Wohnen im Wald bietet eine interessante Alternative zum urbanen Wohnen. Ein gutes Beispiel dafür ist die Wohnsiedlung Onkel Toms Hütte in Berlin Zehlendorf von Bruno Taut. Durch die grossen Bäume wird der Freiraum in seiner Räumlichkeit viel präsenter und ein gleichberechtigter Partner des Gebauten.

05 Wohnsiedlung Telli, Aarau
Mit ihrer Lage direkt an der Aare und ihren grosszügigen Aussenräumen mit dichtem Baumbestand schafft es die grossmassstäbliche Wohnsiedlung Telli in Aarau, einen intensiven Naturbezug aufzubauen. Bauten und Aussenräume verweben sich mit den Hügeln und Tälern der nahen und weiten Umgebung. Trotz hoher Dichte entsteht keine klassische Urbanität.

06 Kloster Sainte-Marie de la Tourette, Evieux
Das Kloster La Tourette von Le Corbusier steht exemplarisch für einen präzisen Bezug zur Landschaft und zur Topografie. Als dichter Cluster in die freie Landschaft gesetzt, lässt er die Landschaft gewissermassen unter sich durchfliessen. Das Haus bildet einen oberen Horizont, von wo sich die Räume nach unten gegen den Grund entwickeln, von diesem jedoch durch Stützen getrennt bleiben.

TISCHGESPRÄCH POLITIK

Gruppe Bibergeil [] im Gespräch mit Dr. Katja Gentinetta, Andreas Gross, Lorenz Raymann, Urs Sandmeier, Gesprächsführung: Rahel Marti. Ort: Olten

Rahel Marti: Der Gruppe Bibergeil geht es um die räumliche Zukunft des Aargaus. Was interessiert Sie, liebe Gäste, an dieser Frage?

Katja Gentinetta: Ich habe lange im und für den Kanton Aargau gearbeitet. Ich wohne seit 25 Jahren in Lenzburg, mit Blick auf die «Widmi», die ich als schönes Kornfeld kennengelernt habe und die nun grossräumig überbaut wird. Verdichtung ist eine gute Sache – ob das, was derzeit in Lenzburg und in anderen Regionen des Aargaus passiert, gut ist, weiss ich nicht. Lenzburg wird ohne grössere Investitionen, die Jahrzehnte in Anspruch nehmen werden, verkehrsmässig kollabieren. Bei Avenir Suisse hatte ich an der Publikation «Städtische Dichte» (2007) mitgearbeitet. Städtebau und -planung finde ich wichtig und richtig, bei allzu grossen, übergeordneten Planungen, die nicht selten einen gesellschaftlichen Anspruch haben, bin ich jedoch skeptisch. Ich frage mich: Ab wann ist das nicht mehr demokratisch? Gleichzeitig bin ich überzeugt, dass es räumliche Visionen und Vorstellungen braucht. Um diese umzusetzen, braucht es jedoch enorm viel Vermittlung, um die Leute mitzunehmen.

Andreas Gross: Ich lehre in St. Gallen derzeit die Geschichte und die Philosophie des utopischen Denkens.

Und diese Studie ist eine klassische konkrete Utopie. Davon gibt es in der Schweiz wenige. Die Leute verwechseln zu oft Illusionen und Utopien. Eine konkrete Utopie ist etwas, das möglich und sinnvoll ist für alle, aber noch nicht ist. Vision ist dagegen etwas völlig Unscharfes, Wolkiges. Vision ist der Ersatz des politischen Worts «Utopie» in einer Gesellschaft, die nicht politisch sein will, sondern sich lieber psychologisch zu verstehen sucht. Aber Vision ist unschärfer und unpräziser.

Das Adjektiv «konkret» deutet darauf hin, dass die Alternative präzise und durchaus realisierbar ist. Die konkrete Utopie steht für etwas, das sinnvoll ist, aber noch nicht ist, was sozusagen des Handelns bedarf. Eine Vision kostet nichts, ist unverbindlich, bringt auch meist sehr wenig. An den Kantonen zu rütteln, ist dagegen eine Illusion, keine Utopie. Man sollte eine gute Idee nicht von einer so grossen Umstrukturierung abhängig machen.

Einer der Hauptgründe für die Krise der Demokratie ist, dass sich viele Leute zu Hause nicht daheim fühlen.

«Daheim» ist ein ganz grosser Begriff, der daran anknüpft, was Ernst Bloch sagt: «Jeder glaubt zwar, schon mal dort gewesen zu sein, sehnt sich danach und sucht es in der Zukunft.» Bloch verlangte von der guten Architektur, dass sie Heimat schafft. Doch viele Leute fühlen sich heute in der Schweiz nicht daheim. Und das hat sehr viel zu tun mit der Gestaltung der Räume. Die Schweiz verramscht heute zu viel Raum, die Menschen werden sich so fremd. Da gibt es ganz viele Beispiele. Wenn Sie auf der Hauptstrasse von Sursee nach Brugg fahren, kommen Sie an unzähligen Auto-Occasions-Flächen vorbei. Ein Dorf hat heute vielleicht keine Bäckerei oder Post mehr, aber mindestens einen grässlichen Auto-Occasion-Verkaufsort.

Rahel Marti:

Wieso verramschen wir unser Land, statt mehr dafür zu tun, uns daheim zu fühlen ?

Teilen Sie die Meinungen Ihrer Vorredner, Herr Sandmeier und Herr Raymann?

Urs Sandmeier: Ich teile sie vollumfänglich. Das stört mich auch. Ich bin hierhergekommen, weil ich Utopien und Visionen wichtig finde. Ich bin Aargauer, wohne und arbeite im Ballungsraum Aarau, bin Bürger von Seengen, einer Boomgemeinde am Hallwilersee. Dorthin wollen alle wohnen kommen, weil es da schön ist. Was uns in Zukunft sehr viel Probleme bereiten wird, ist der Verkehr. Ein Artikel in der NZZ titelte gerade «Mehr Software als Beton». Als Vertreter der Zementindustrie möchte ich natürlich nicht, dass man weniger Beton braucht. Aber der Autor will damit sagen, dass man mehr aus der bestehenden Infrastruktur rausholen könnte, wenn man den Verkehr mit der Software intelligenter führen würde.

Lorenz Raymann: Ich schliesse mich den Vorrednern an. Das sind strukturelle Gegebenheiten, mit denen ich als Verkehrsplaner immer zu tun habe. Ich habe auch schon für den Kanton Aargau gearbeitet und kenne die Siedlungs- und Verkehrsproblematik ein Stück weit. Die Verkehrsplanung bekommt oft den schwarzen Peter zugeschoben.

Vorschnell wird die Zersiedelung als Begleiterscheinung unseres Föderalismus legitimiert. Leiden wir aber nicht eher an Ideenlosigkeit. Denn ohne Utopie fehlt das gemeinsame Ziel auf das wir hinarbeiten. Steht erst die Vision, finden wir auch einen Weg dorthin.

Gruppe Bibergeil []



Andreas Gross, Katja Gentinetta

Die Bauzonen und die Nutzungen legt die Raumentwicklungspolitik fest, nicht die Verkehrsplanung. Was mich vor allem motiviert hat, am Tischgespräch teilzunehmen, ist die Riesearbeit, die sich die Fachgruppe ehrenamtlich gemacht hat, um ein wichtiges Thema aufzugreifen. Es ist notwendig, dass man die Raumentwicklung thematisiert und es der Gesellschaft oder Entscheidungsträgern unterbreitet und in einen Prozess bringt.

Rahel Marti: Was definieren wir als Problem? Dass es Wachstum gibt? Oder ist es ein ästhetisches Problem?

Andreas Gross:

Es geht nicht ums Wachstum, sondern darum: Welches Wachstum? Und wie? Heute sind wir mit einer absoluten Ordnungslosigkeit konfrontiert, wie der Raum

verbaut wird. Das hat auch damit zu tun, dass Gemeinden Konkurrenten sind und nicht Partner.

Es gibt heute eine Verblüdung von Agglomerationsräumen, die viel mehr Konsequenzen auf die Psyche und das Wohlbefinden der Menschen hat, als uns bewusst ist. Und da ist der Ansatz der Gruppe Bibergeil sehr gut: Es geht um die Lesbarkeit der Landschaft, von Siedlungen, ein selektives oder systemisches Wachstum. Es muss im übergeordneten Sinn eine humane Logik reinkommen, die jetzt nicht da ist, sich dem Markt verdingt. Das hat Folgen für alles: für Landschaft, Zersiedelung, Ästhetik, Menschen.»

Rahel Marti: Jede Gemeinde möchte wachsen oder mehr Steuergelder haben. Sind also die Gemeinden schuld?

Lorenz Raymann: Wir geben den Gemeinden im Föderalismus natürlich viel Gewicht, gerade für örtliche Aufgaben. Das zeichnet die Schweiz auch aus. Ich verstehe auch die Ängste der Gemeinde-

TISCHGESPRÄCH POLITIK

behörde: Sie wollen Bodenressourcen bereitstellen, damit Gewerbe und Unternehmungen Arbeitsplätze schaffen können und so das Steuersubstrat zunimmt. Aber es braucht überall Zwischenräume, Naherholungsflächen. Die gehen verloren. Darunter leidet die Identität oder Verbundenheit, das Daheim-Gefühl. Zweitens braucht es in Ortszentren und Innenstädten Begegnungsmöglichkeiten. Bis vor einem Jahr wohnte ich in Stäfa: Da ist abends um acht Uhr Ruhe im Zentrum, obwohl die Gemeinde 15 000 Einwohner hat. Auf der Strasse ist niemand, und man kann kaum in ein Restaurant. Ich finde das unglaublich für diese Ortsgrösse.

Andreas Gross: Die Schuld den Gemeinden zu geben, ist zu einfach. Jeder Kanton kann die Stellung der Gemeinden definieren, wie er will. Im Bund sagt niemand etwas über die Gemeinden. Das Zweite ist die Stellung der Gemeinden untereinander. Im Projekt der Gruppe Bibergeil gibt es Verlierer und Gewinner, zwischen denen ein Ausgleich stattfinden muss. Das ist ein ganz anderes Denken, als es heute in fast allen Kantonen herrscht.

Die Studie hat eine kantonsübergreifende Utopie.

Auch das ist möglich, denn die Kantone sind frei, Regionen zu bilden, in denen sie spezifische Verhältnisse ausgleichen.»

Katja Gentinetta: Aus meiner Sicht ist die Autonomie der Gemeinden ein zentraler Angelpunkt. Im Aargau ist die Übermacht der Gemeinden nur schon quantitativ riesig. Der Kanton hat Anstrengungen unternommen, etwa den Finanzausgleich effizienter zu gestalten, auch um räumliche Effekte zu erzielen. Die Vorlage wurde jedoch abgelehnt. Ich finde es ganz wichtig, dass Ihre Studie die finanzielle Entschädigung anspricht. Wenn eine Gemeinde den Eindruck bekommt, man wolle ihr Planungsrecht beschneiden und daraus womöglich noch Kapital schlagen, wird sie sich gegen jeden Eingriff sträuben. Es wird nur über einen Abgeltungsmechanismus funktionieren.

Andreas Gross: Es gibt zu viel Widerstand, wenn man etwas von oben herunterdirigiert. Sie müssen das von unten nach oben anstossen und wachsen lassen beziehungsweise das Werden von unten begleiten. Die Gemeindeautonomie ist ja wie die nationale Souveränität teilweise eine Fiktion, weil die Gemeinde viele Lasten nur durch Gemeindeverbände bewältigt. Feuerwehr, Abwasser, Deponien: Da zeigt sich bereits eine andere Form der Zusammenarbeit, die aber völlig exekutivlastig, man könnte auch sagen funktionalistisch ist. So wird das Defizit des heutigen Systems nicht aufgehoben.

Rahel Marti: Die Raumplanung ist aber froh um diese Zweckverbände. Immerhin kann man den Zustand auf der funktionalen Ebene bewahren.

Lorenz Raymann:

Das zeigt, dass man die Gemeindegrenzen relativieren muss.

Dass es Zweckverbände gibt, die kommunale Aufgaben übernehmen und vernünftig lösen können, ist ein gutes Beispiel dafür, dass es für bestimmte Aufgaben andere Organisationsformen gibt. Der Mehrwert- oder Zonenausgleich oder wie man dem sagen möchte, wäre ja so etwas. Es sind also geeignete Organisationsformen gefragt. Und in der Studie fehlte mir neben der inhaltlichen Vision jene der Organisation oder der Prozesse. Es braucht eine Kommunikation mit der Basis, weil man sie davon überzeugen muss, dass der Raum eine andere Struktur braucht.

Andreas Gross: Die Leute können Sie überzeugen, wenn Sie von konkreten Dingen ausgehen. Aber wir können nicht warten, bis das Bewusstsein da ist, um das Projekt zu machen. Die Gruppe muss mit dem Projekt beginnen, damit das Bewusstsein wächst, dass man selbst die Kantone modifizieren könnte. Das vorliegende Projekt ist sehr gut. Innerhalb des Kantons schaffen Sie eine bestimmte Region, die Sie als Aareraum bezeichnen. Olten nehmen Sie dazu und zeigen damit, dass die Region ein Produkt aus zwei Kantonen sein muss. Aber wieso hört die Studie bei Olten auf? Solothurn hat genau das gleiche Problem. Zwischen Baden und Brugg eine Zäsur zu machen, ist dumm. Wenn Sie die Badener von Anfang an ausschliessen, haben Sie im Kanton von Beginn weg einen starken Gegner. Sie müssen nicht nur schauen, dass Sie am Schluss keine Verlierer haben, sondern im Prozess auch keine Leute vor den Kopf stossen und zu Gegnern machen, denn die brauchen Sie.

Rainer Zulauf: Die Animositäten zwischen Baden und Aarau gibts aber. Die Aarauer wären manchmal froh, die Badener gehörten nicht dazu, und umgekehrt würden die Badener Aarau gerne verkaufen. Das geht bis in den Regierungsrat.

Katja Gentinetta: Ich meine, Sie verlieren zu viel Zeit und Energie mit den Animositäten zwischen Aarau und Baden. Sie haben mit dem Projekt eine weit ausgearbeitete, konkrete Idee. Ich fände es viel wichtiger zu fragen: Wie machen wir daraus ein Projekt, an dessen Ende eine positive Abstimmung steht? Mit Gentinetta*Scholten waren wir 2015 im gesamten Agglomerationsgürtel der Schweiz unterwegs und haben mit Bürgerinnen und Bürgern über die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative gesprochen. Ein zentrale Aussage war: «Es kommen zu viele Leute, und die machen unsere Landschaft kaputt.» Verbauung, Zersiedelung, Baustrangen, die jeden Tag neu in den Himmel schiessen: Das ist es, was die Menschen sehen, und sie möchten sich dagegen wehren.

Andreas Gross:

Unser Dichtestress ist eine Fiktion. In Frankfurt, London oder Paris: Dort geht es dicht zu und her. Hier ist überhaupt nichts wirklich dicht.



Katja Gentinetta, Rainer Zulauf, Lukas Zumsteg

Der Fokus auf die Umsetzung verstellt vorerst den Blick auf die Idee. Uns geht es eher um den gesellschaftlichen Aushandlungsprozess, in dem die Utopie das Thema sein soll.

Ist die proklamierte landschaftliche Lesung des Raumes Aargau auch mehrheitsfähig?

Gruppe Bibergeil []

Aber das Gefühl kommt eben nicht von der objektiven Zahl pro Quadratmeter her, sondern man kann es sich einreden, wenn man nicht tiefer schürft und präziser beobachtet.

Rahel Marti: Wir haben seit dreissig Jahren eine Raumplanung. Das Gesetz war schon vorher nicht so schlecht, nun ist es ein bisschen verbindlicher. Offensichtlich hindert uns etwas daran, es stringent umzusetzen.

Katja Gentinetta: Der Leidensdruck in Sachen Landschaftszerstörung ist heute grösser als noch vor fünf oder zehn Jahren. Daher ist der Zeitpunkt ideal, um ein solches Projekt zu lancieren.

Urs Sandmeier: Leidensdruck ist aber nur Emotion. Ich habe das Gefühl, die Menschen sind enttäuscht, dass die Raumplanung nicht so funktioniert, wie sie sollte.

Andreas Gross: Was die Schweiz von oben nach unten tun kann, das ist eine Sache. Aber hier gehts darum, was zwei Kantone miteinander tun wollen, und da gibts ganz andere Möglichkeiten. Da gibts in der Deutschschweiz keine Referenzerfahrung. Im Welschland gibt es eher Beispiele transkantonalen Planungen. Man müsste es mal versuchen. Die Verlierer sind Gemeinden, die die Bauzonen nicht mehr realisieren können. Und die müssten entschädigt werden. Aber die Logik ist nicht nur, dass sie mit Geld entschädigt werden, das sie von den anderen Gemeinden erhielten. Vielmehr sind sie Teil eines grösseren Ganzen, in dem sie sich selbst eher wieder daheim fühlen können.

Das wäre eine ganz grosse Entschädigung, ein wirklicher Fortschritt.

Katja Gentinetta: Die zentrale Aufgabe lautet: Wie macht man aus der Studie ein Projekt?

Urs Sandmeier: Man müsste klein beginnen. Ein grosses Gesamtkonzept umzusetzen, scheint mir zu ambitiös. Man müsste irgendeinen dieser Räume überzeugen, dass er den Anfang macht. Dass Lenzburg zum Beispiel sagt: Wir planen die Waldstadt Lenzburg. Aber wie kann man diesem Raum zu einem Start verhelfen? Muss der Kanton gewisse Vorgaben machen, indem er den Prozess mitfinanziert oder Fachleute zur Verfügung stellt, um das Projekt zu moderieren? Oder überlässt man das den Gemeinden und sagt: Bildet eure Region selbst. Und überlässt es so ein wenig dem Schicksal. Ich denke, es braucht einen Initiator, und das kann vermutlich nur der Kanton sein.

Andreas Gross: Der Kanton macht nichts, wenn er nicht muss. Deshalb müssen Sie von unten den Druck aufbauen, damit die Leute merken, dass es eine Idee ist, die ihnen entspricht. Der erste Schritt für die Gruppe Bibergeil ist deshalb: Sie müssen die Zeitung, die eine typische Architekten-Planer-Zeitung ist, zu einer Broschüre umarbeiten, die jeder versteht: befreien von gewissen Exkursen, aufs Wesentliche reduzieren und jedem zeigen, dass es keine Verlierer geben muss. Zweitens müssen Sie einen Weg skizzieren, der zeigt, dass das Projekt keine Verschiebung von Kantonen bedeutet, sondern die Schaffung einer transkantonalen Region.

TISCHGESPRÄCH POLITIK

Und Sie müssen auch sagen, was mit den anderen passiert: mit den Rheinfeldern und den Laufenburgern. Sie dürfen sich keine Gegner schaffen. Danach müssen Sie sich möglichst an die meistbetroffenen Leute richten, von Quartier zu Quartier gehen und mit den Menschen reden. Und das Projekt müssen Sie unterwegs auch modifizieren. Wenn Sie hundert Diskussionen über ein Projekt führen, verbessern Sie das Projekt auch. Da kommen ganz viele Anregungen, die im Feinen wirken. In einem bestimmten Moment müssen Sie dann zum Kanton gehen, damit er die Idee unterstützen kann. Aber zuerst müssen Sie sich die Legitimation bei den betroffenen Menschen holen.

Rahel Marti: Es gäbe aber noch ganz viele andere Möglichkeiten, um die Landschaft zu schonen und das Wachstum in den Siedlungsräumen zu verstärken. Abgesehen davon macht der Kanton Aargau genau das. Diese Prozesse laufen vielleicht nicht ganz unten beim Bürger, aber auf Gemeindeebene.

Urs Sandmeier: Das stimmt. Aber es gibt eben immer Ausreisser. Zum Beispiel Hunzenschwil, wo flächendeckend wüste Blöcke hingestellt werden.

Andreas Gross: In Ihren Zusammenfassungen, Frau Marti, kommt das Projekt immer zu schlecht weg. Es ist viel mehr als Verdichtung oder Wachstum. Es geht um eine neue Beziehung zur Landschaft, nicht nur um Landschaftsschutz. Und um die Überwindung von etwas, das der Kanton bis anhin überhaupt nicht hingekriegt hat, aber fundamental ist: Wenn weiterhin jede Gemeinde gegen jede Gemeinde arbeitet, kommen alle nicht weiter: eine typisch tödliche Konkurrenz, die letztlich alles zerstört. Der Witz ist: In diesem Kanton haben jene das Sagen, die Opfer sind von dem, was wir ändern wollen. Man kann nicht von ihnen erwarten, dass sie sich selbst aus dem Sumpf ziehen.

Lorenz Raymann: Die Initianten müssten einen Vorschlag zur Struktur machen, wie diese Räume gegliedert und der Prozess initiiert sein müssten, damit die Leute spüren, mit welchen Nachbarn sie verhandeln müssen. Wenn das der ganze Kanton ist, dann werden Sie nie Erfolg haben. Es müssen verhandelbare Räume sein, wo Ausgleich möglich sind, ein paar Gemeinden oder ein Südtal.

Katja Gentinetta: Ich versuche gerade zu skizzieren, wie man einen solchen Prozess angehen würde. Wer würde sich beteiligen? Wäre der Lotteriefonds ein möglicher Partner? Gibt es Stiftungen, die spezifisch in diesem Bereich Projekte unterstützen?

Andreas Gross: Sie müssen dort beginnen, wo die Probleme am grössten sind, bei der Kommunikation mit den Bürgerinnen und Bürgern. Wenn Sie einzelne Gemeinden überzeugen, können diese auch Geld sprechen, um das Projekt voranzutreiben. Und wenn ein paar Gemeinden Geld geben, gibt es auch vom Kanton sofort Geld.

Rainer Zulauf: Wir haben noch nicht über die neue Identität des Kantons Aargau gesprochen. Das ist ein Bedürfnis im Dazwischen.

Andreas Gross: Der Kanton Aargau hat überhaupt keine Identität, sondern deren viele. Sie können aber eine neue, gesamtheitlichere aufbauen. Das gilt es anzustreben. Man müsste erst eine schaffen.

Katja Gentinetta: Ich bin seit über zwanzig Jahren im Aargau und finde – nicht zum ersten Mal! –, dass man gar nicht mit diesem möglichen <Defizit> beginnen soll. Viele sehen das gar nicht. Vielleicht existiert dieses Identitätsproblem, vielleicht auch nicht. Das ist kein Thema! Das Thema ist vielmehr: Wir haben hier ein konkretes Problem, das bei den Leuten brennt, und Sie haben eine Lösung dafür. Darum muss es hier gehen, und um nichts anderes.

Rainer Zulauf: Sie sagen, der Kanton sei nicht unbedingt der beste Mitplayer, obwohl er sehr angetan ist von unserem Projekt und etwas mit uns machen möchte.

Andreas Gross: Wenn es stimmt, dass der Kanton vom Projekt angetan ist, dann soll er das beweisen, indem er Ihnen die Prozessgestaltung finanziert. Und sonst müssen Sie es trotzdem machen. Aber Sie müssen zeigen, dass es ein Wunsch ist, der vielen Leuten entspricht. Deshalb müssen Sie die Leute zuerst erreichen.

Rahel Marti: «Sie haben dem Projekt alle viel Zuspruch gegeben. Über den Prozess müssen die Initianten reden, der ist anspruchsvoll. Die Architekten können und wollen ihn nicht alleine bewältigen. Worüber könnten sie stolpern, wenn sie weitermachen?»

Andreas Gross: Wenn man mit unausgegorenen Geschichten zu schnell an die grosse Öffentlichkeit geht, diese sofort thematisiert und zu Hindernissen aufbaut: Dann ist das Projekt abgestempelt und hat einen Gegner. Darum ist das Überarbeiten, Verfeinern und Ausweiten sehr wichtig. Das aktuelle Papier ist angreifbar.

Lorenz Raymann: Es braucht einen wahnsinnig langen Atem. Bisher war das im überschaubaren Rahmen, aber wenn man einen Kreis weiter rausgeht, zu den Betroffenen, nur schon einer Pilotregion, dann braucht es auch noch andere Fachleute, eine Moderation, Organisatoren und Manager, die das im Griff haben und dennoch auch Sachverständnis. Das braucht viel Zeit. Das darf man nicht unterschätzen.

Rahel Marti: Herr Gross sagte zu Beginn, das Projekt sei eine konkrete Utopie. Ich habe gelernt, dass das etwas ist, was man tatsächlich umsetzen kann. Glauben Sie daran, dass etwas passieren wird?

Andreas Gross: Das ist keine Frage des Glaubens. Wenn die Leute wollen, kann etwas passieren. Wenn die Leute wollen, aber nichts tun, dann passiert nichts. Auch das mit dem langen Atem stimmt: Nur eine gute Idee zu haben, reicht nicht. Man muss auch erste Schritte tun.

Die Gruppe Bibergeil motiviert zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebensraum. Die Gestaltung unseres Umfeldes ist nicht gegeben, sondern liegt im Handlungsbereich der Gesellschaft. Darum ist die gesellschaftliche Auseinandersetzung über die angestrebte Entwicklung auch zentral. Es ist keine technische Angelegenheit, sondern eine kulturelle Frage, der die entsprechende Wertschätzung gebührt.

Gruppe Bibergeil []



Beat Schneider, Andreas Gross



Urs Sandmeier



Lorenz Raymann

Gruppe Bibergeil [Liechti Graf Zumsteg Brugg | Meier Leder Architekten Baden | Schneider & Schneider Architekten Aarau | Rainer Zulauf Landschaftsarchitekt Baden]

Autoren Gruppe Bibergeil []:

Andreas Graf, Martin Leder, Peggy Liechti, Rolf Meier, Beat Schneider, Thomas Schneider, Rainer Zulauf, Lukas Zumsteg

Redaktion, Gestaltung: Daniela Valentini, Schneider & Schneider Architekten

Transkription, Lektorat: Marion Elmer

Korrektur: Dominik Süess

Bildnachweis Fotografie:

Alexander Bertsch (Seite 32 Abb. 04)

Jürg Mathis (Seite 26, Abb.01)

René Rötheli (Cover, Portraitbilder)

Markus J. Hässig (Seite 32, Abb. 01)

Daniela Valentini (Seite 1-2, 4, 7,8,9,10)

Jørn Utzon (Seite 32, Abb. 03)

Ginkgo2g (Seite 32, Abb. 02)

Comune di Monte Carasso, Bundesamt für Energie
Programm Energiestadt (S.26, Abb.02)

Fr. Marc Chauveau, Fondation Le Corbusier (S.32, Abb. 06)

Regula Zehnder (Seite 32, Abb. 05)

Druck: Schwabe AG, Muttenz

Gruppe Bibergeil [] im Tischgespräch Aarau mit:

Susanne Hochuli, ehemalige Regierungsrätin des Kantons Aargau

Hans Frei, Vizepräsident des Schweizerischen Bauernverbands, ehemaliger Zürcher Kantonsrat

Martin Neff, Chefökonom Raiffeisenbank

Peter Grünenfelder, Direktor Avenir Suisse, ehemaliger Staatsschreiber des Kantons Aargau

Gruppe Bibergeil [] im Tischgespräch Olten mit:

Dr. Katja Gentinetta, Dr. phil., politische Philosophin, Lehrbeauftragte Universität St. Gallen, Mitinhaberin Gentinetta Scholten, berät Organisationen und Personen in gesellschaftspolitischen Fragen; früher stv. Direktorin Avenir Suisse, Projektleiterin Expo.02 Kt. Aargau

Andreas Gross, Politikwissenschaftler und Lehrbeauftragter, Demokratieexperte, SP-Nationalrat 1991-2015, Mitbegründer der GSoA und von eurotopia

Lorenz Raymann, Experte für nachhaltige Mobilität und intelligente Transportsysteme, Partner bei EBP

Urs Sandmeier, Betriebswirt, Senior Vice President CRH Europe, seit 30 Jahren bei Jura-Gruppe tätig (die zu CRH Group gehört), führt Cluster Deutschland-Schweiz (Europa), CemSuisse Vorstand

Gruppe Bibergeil [] im Tischgespräch Lenzburg mit:

Vittorio Magnago Lampugnani, Architekt und Architekturtheoretiker, seit 1980 eigenes Büro, Professor für Geschichte des Städtebaus an der ETH Zürich

Günther Vogt, seit 2000 eigenes Büro mit Sitz in Berlin, London, Zürich, Professur für Landschaftsarchitektur an der ETH Zürich, 2012 Prix Meret Oppenheim

Daniel Kolb, seit 2012 Leiter Abteilung Raumentwicklung / Kantonsplaner, Departement Bau, Verkehr und Umwelt des Kantons Aargau

Gruppe Bibergeil [] im Tischgespräch Brugg mit:

Jöelle Zimmerli, Soziologin, Beratungsbüro Zimraum

Hubertus Adam, freier Architekturkritiker und Kulturhistoriker, ehem. Chefredaktor *archithese*, ehem. Leiter Architekturmuseum Basel

Andreas Hofer, Architekt, Mitinhaber des Büros Archipel, Berater Wohnbauträgerschaften

Michel Mettler, Schriftsteller, Dramaturg und Musiker, *Die Spange* (Suhrkamp 2006), *Der Blick aus dem Bild* (Suhrkamp 2009), befasst sich mit Veränderung der Raumwahrnehmung aufgrund der Digitalisierung

Gesprächsführung: Rahel Marti, stv. Chefredaktorin Hochparterre

© 2017 Gruppe Bibergeil

© **Texte** bei den Autorinnen und Autoren

© **Abbildungen** bei den Bildautorinnen und -autoren oder deren Rechtsnachfolgern

Die Redaktion, Autorinnen und Autoren haben sich bemüht, alle Inhaber von Urheberrechten ausfindig zu machen. Sollten dabei Fehler oder Auslassungen unterlaufen sein, werden diese bei entsprechender Benachrichtigung in der folgenden Auflage korrigiert.

Bibergeil ist das Sekret des Bibers. Damit markiert er sein Revier. Er markiert seinen Aktionsraum nach Bedarf und Möglichkeit und nicht der Gemeindegrenze entlang. Gemeindegrenzen werden relativiert. Wir von der Gruppe Bibergeil hoffen, mit unseren Ideen in den Köpfen der Menschen etwas bewegen zu können. Wir sehen das Ganze nicht nur auf der wirtschaftlichen, sondern auch auf einer idealistischen Ebene. Die Tischgespräche haben uns Alternativen aufgezeigt, wie wir unsere Vision umsetzen könnten. Gar mehr. Unsere Vision wird gerade zur konkreten kantonsübergreifenden Utopie. In einem Podiumsgespräch meinte jemand, für die Umsetzung unserer romantischen Ideen bräuchte es nordkoreanische Verhältnisse. Offenbar gibt es aber etwas dazwischen. Wir fragen uns, in welchen Disziplinen es möglich ist, auf den operativen Tipp von Herrn Martin Neff einzugehen um die Parameter zur Erstellung einer Festlegung zu definieren.

Gruppe Bibergeil []